Junge Welt

BERLIN
APRIL 1942
JAHRGANG 4
HEFT 4

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

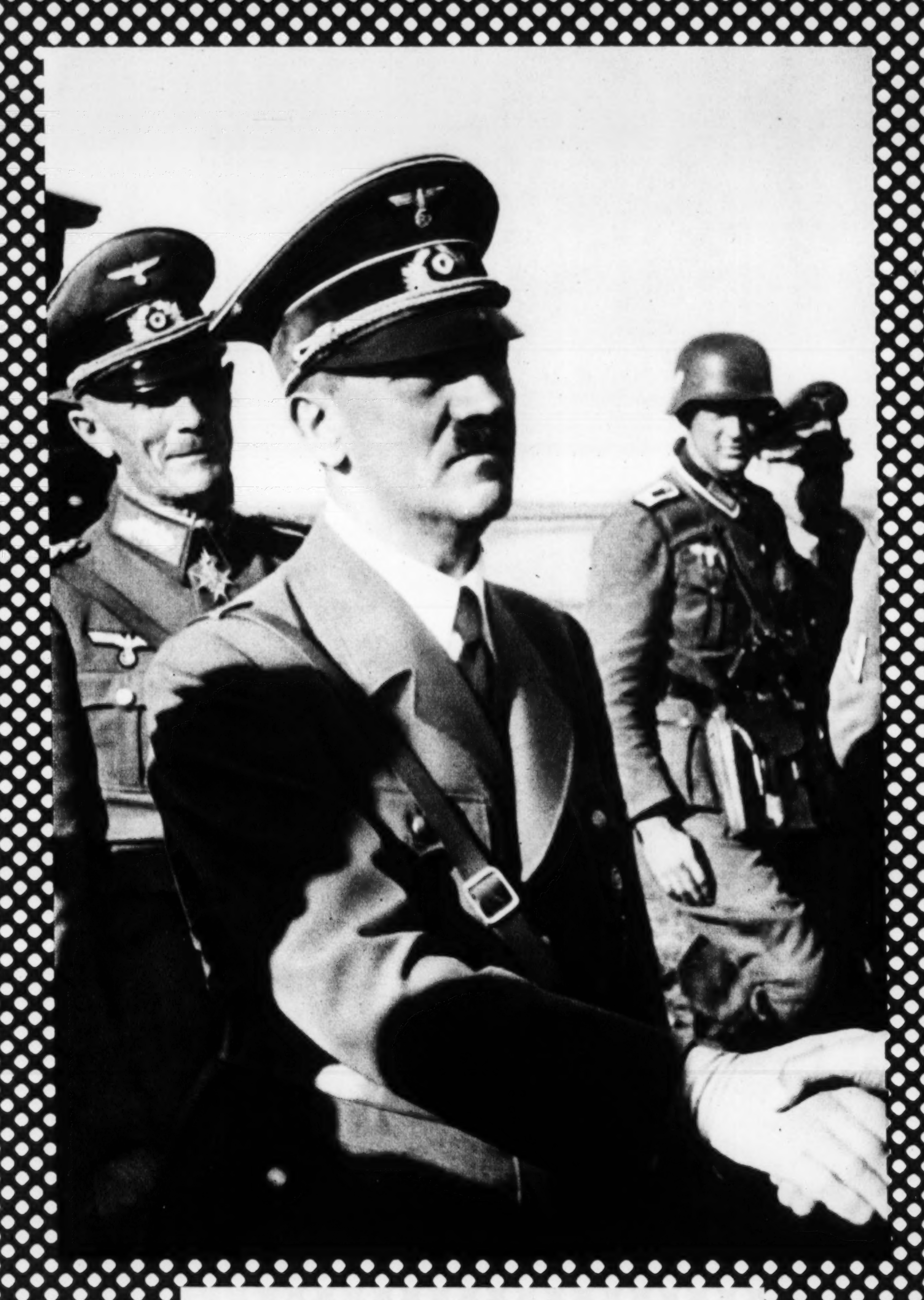
Fallschirmjäger

In diesem Heft liest du Fallschirmjäger-Abenteuer und erlebst den Besuch in einer Fallschirmschule

Aufnahme:
PK.-Kriegsberichter
Seeger

Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



Am 20. April sind alle unsere Gedanken bei unserem geliebten Führer, und wir versprechen, ihm treu zu dienen

DIE STUNDE DER BEWÄHRUNG

Wenn wir am 20. April alle unsere Gedanken in heißer Liebe zum Führer senden, wenn wir überlegen, welche Zeichen des Dankes wir ihm darbringen können, dann kommen wir zu der Gewißheit, daß letztlich jedes Geschenk zu gering ist, dem Führer für das zu danken, was er für uns tat. Und wir kommen zu der Gewißheit, daß wir einzig und allein einen geringen Teil unseres Dankgefühls dadurch abstatten können, daß wir uns bewähren, daß wir in bester Pflichterfüllung jede Aufgabe erfüllen, die uns zugewiesen wird, daß wir uns täglich und stündlich mühen, dem Führer treue Helfer zu sein. Diesen Vorsatz wollen wir am 20. April, jeder für sich, fassen, und dann soll die Leistung aus Millionen Herzen und Händen unser Geburtstagsgeschenk an den Führer sein.

Der Reichsjugendführer sprach über den weiteren Kriegseinsatz der Hitler-Jugend; Gedanken aus dieser Rede sollen hier nachgetragen werden.

Es wird dieses Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dransetzen!" Dieser Ausspruch Friedrichs des Großen aus dem Siebenjährigen Krieg, den wir im soeben uraufgeführten Film der Nation „Der große König" wiederfinden, könnte heute geprägt worden sein. Die Gegenwart steht im Zeichen entscheidender Kämpfe um den Bestand von Volk und Reich, „und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat", muß alle seine Kräfte für den Endsieg einsetzen.

Der Schicksalskampf unseres Volkes ist auch für die deutsche Jugend zur Zeit der großen Bewährungsprobe geworden; während alle diensttauglichen Führer unter den Waffen stehen, muß die Hitler-Jugend in immer neuen Einsätzen ihre Kriegstauglichkeit beweisen; sie hat in den ersten zwei Kriegsjahren vielfältige und oft schwere Aufgaben gelöst und damit die Gültigkeit des Grundsatzes, daß Jugend von Jugend geführt werden soll, auch jetzt unter Beweis gestellt.

Das Jahr 1942 bringt neue, verantwortungsvolle Aufgaben, die auf die Notwendigkeiten des Krieges ausgerichtet sind. Für ihre Durchführung gab Reichsjugendführer Axmann in den Berliner Pharus-Sälen wichtige Richtlinien bekannt, in denen die einzelnen Aufgaben gekennzeichnet und erläutert werden.

*

Die vom Reichsjugendführer ausgegebene Jahresparole „Osteinsatz und Landdienst" verpflichtet die Hitler-Jugend, in ihren Reihen eine sorgfältige Auslese für das künftige Bauerntum des deutschen Ostens zu treffen. Es gilt, für den weiträumigen Osten einen quantitativ und qualitativ starken Nachwuchs zu stellen, der sich als Neu- und Wehrbauer auf eigener Scholle in der geschichtlichen Aufgabe bewährt, die Ernährungsfreiheit unseres Volkes für alle Zeit sicherzustellen.



Wieder helfen wir die Ernte einbringen



Kameradinnen stehen im Rote-Kreuz-Dienst



Viele füllen Lücken im Wirtschaftsleben aus

Die Hitler-Jugend hat es schon immer als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen, dem Bauerntum einen gesunden und leistungsfähigen Nachwuchs zu stellen. Ihre Bemühungen um die Hebung der Dorfkultur, ihre Arbeit an der Verschönerung des Dorfbildes und die körperliche Ertüchtigung der Landjugend dienen dieser Aufgabe in gleichem Maße wie der Landdienst der Hitler-Jugend, der als die Verwirklichung des Bekenntnisses zur Landarbeit anzusprechen ist. Hier sind die wertvollen Erfahrungen der Artamanenbewegung mit den weltanschaulichen Grundsätzen der Bewegung zu einem harmonischen Einklang gebracht worden. Im Landdienst der Hitler-Jugend wird eine leistungsstarke und bodenverbundene Jugend im nationalsozialistischen Geiste erzogen und für ihre völkische und verantwortungsvolle Lebensaufgabe ausgebildet.
Die alljährlichen Einsätze der Hitler-Jugend zur Erntehilfe sind als ein weiterer Beweis dafür zu bewerten, daß sich die Jugend ihrer Aufgaben bewußt und bereit ist, ihren Beitrag zur Neubildung deutschen Bauerntums zu leisten.

Der Jungarbeiter füllt pflichtbewußt seinen Platz aus

Das Jahr 1942 wird in ganz besonderem Maße im Zeichen dieser geschichtlichen Aufgabe stehen.

*

Eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Erfüllung der Kriegsaufgaben ist das Vorhandensein einer verantwortungsfreudigen und geschulten Führerschaft. Da alle waffendiensttauglichen Angehörigen des Führerkorps in der Wehrmacht stehen, lastet der Hauptteil der Arbeit auf der jungen unteren Führerschaft. Es ist nun eine ebenso schwierige wie notwendige Aufgabe, diese jungen Kräfte neben der laufenden Durchführung der Kriegseinsätze weitgehendst mit dem Rüstzeug für ihre Führertätigkeit zu versehen. Einen wesentlichen Teil dieser Aufgaben erfüllen die zu Kriegsbeginn aufgestellten Ausbildungseinheiten, in denen die nachwachsenden Führer ihre Ausrichtung auf die ihnen bevorstehenden Anforderungen erfahren.

*

Die Betreuung der zur Wehrmacht einberufenen Kameraden ist eine Aufgabe, der sich Jungen und Mädel in gleichem Maße und in nie erlahmendem Eifer widmen. Die Soldaten haben ein Anrecht darauf, ständig über die Arbeit der Hitler-Jugend unterrichtet zu werden, und den daheimgebliebenen Jungen und Mädeln bereitet es stets große Freude, von den Kameraden draußen einen Gruß und eine persönliche Mitteilung zu erhalten. Die Verbundenheit von Front und Heimat findet in diesem gegenseitigen Austausch eine anhaltende und fruchtbare Vertiefung, und das frische und glaubensstarke Wesen der Jugend gibt den Soldaten Kraft für ihren schweren Kampf.
In ganz besonderem Maße widmet sich die Hitler-Jugend der Betreuung ihrer verwundeten und versehrten Kameraden. Die Lazarettbesuche der Mädel bringen nicht nur den Soldaten, sondern auch den Mädeln selbst Freude, die keine Möglichkeit ungenutzt lassen, um den Kameraden ihre stete innerliche Verbundenheit und Anteilnahme zu beweisen.
Die Betreuung der Hinterbliebenen gefallener Soldaten schließlich ist für alle eine selbstverständliche Ehrenpflicht. Die Angehörigen sollen wissen, daß sie in ihrem Schmerz nicht allein stehen; die Jugend teilt ihre stolze Trauer und ist ihnen jederzeit ein treuer Helfer.

*

Der Krieg bietet vielfältige Beweise der immer stärker werdenden und alle umfassenden Volksgemeinschaft. Frauen, deren Männer im Felde stehen, Mütter, deren Söhnebals Soldaten ihre Pflicht tun — sie alle spüren immer wieder den Geist der großen Gemeinschaft, der heute das ganze deutsche Volk beseelt. Auch hierin soll die Jugend ein Beispiel geben: Die vom Reichsjugendführer befohlene



Wir ertüchtigen uns. Wir sind die Soldaten von morgen



Der Heimabend führt uns zu den Idealen unseres Lebens

Verstärkung der Nachbarschaftshilfe bietet ihr dazu reichlich Gelegenheit. Jungen und Mädel werden darin wetteifern, den alleinstehenden Volksgenossen bei ihrer Arbeit zu helfen.

Der Vertiefung der Zusammenarbeit von Elterschaft und Jugend dient die *erweiterte Durchführung von Elternabenden.* Der Reichsjugendführer hat dazu erklärt, daß die Jugend trotz allen Ernstes in der Heimat fröhlich sein kann. Die Elternabende unserer Einheiten werden nun mehr als bisher zu Stunden der Entspannung und heiteren Stimmung werden, und das ist gut so: Denn nach der schweren Alltagsarbeit wollen die Angehörigen ein paar unbeschwerte Stunden des Frohseins verleben, und die Elternabende der Hitler-Jugend sollen ihnen dazu verhelfen.

*

Die *Herstellung von Spielzeug und Geschenkartikeln* mußte naturgemäß hinter die Aufgaben der Kriegsproduktion zurücktreten. Um die hierdurch eingetretene allgemeine Verknappung von Spielzeug und Geschenkartikeln wenigstens teilweise zu beheben, hat die Hitler-Jugend schon im vorigen Jahr an besonderen Werk- und Bastelnachmittagen derartige Gegenstände hergestellt. Diese Arbeit wird nun weiter ausgebaut werden. Auch hier bietet sich den Jungen und Mädeln ein reiches und interessantes Betätigungsfeld. Nach den ergangenen Weisungen wird besonders der kommende Weihnachtsmarkt im Zeichen dieses Einsatzes der Hitler-Jugend stehen.

*

Einen besonders eindringlichen Appell richtete der Reichsjugendführer an die schaffende Jugend. Eine außergewöhnliche Zeit fordert außergewöhnliche Mittel und Leistungen. Der Aufruf des Führers zur ständigen *Leistungssteigerung* in der Kriegsproduktion wird auch bei *der werktätigen Jugend* starken Widerhall finden. Sie bewährt sich nicht nur in den Formationen, sondern auch in disziplinvoller Pflichterfüllung an ihrem Arbeitsplatz.

*

Die Sommerlager des Jahres 1942 werden völlig im Zeichen der *Wehrertüchtigung der Siebzehnjährigen* stehen. Die bisherige vormilitärische Ausbildung hat gute Erfolge gezeitigt, und es gilt nun, die gewonnenen Erfahrungen zu verwerten und die Wehrertüchtigung weiter zu aktivieren. Im Hinblick auf die Weiträumigkeit der Kriegführung wird der *Sicherstellung des Nachwuchses für die Sanitätseinheiten* in der Feldscherausbildung besonders Rechnung getragen.

*

Das ist ein Teil der Aufgaben, die ihrer Erfüllung harren. „Es liegt an uns, ob uns dieser Krieg verflucht oder segnet, er fordert das Letzte von uns, aber er gibt uns auch alles, wessen wir für unsere nationale Zukunft bedürfen."

Die Hitler-Jugend ist angetreten, sie will in der Stunde der Bewährung gewogen und nicht zu leicht befunden werden.

Gefolgschaftsführer Dr. Lehmann



Überall im Großdeutschen Reich steht die junge Mannschaft, lebt und wirkt im Geiste des Führers



Die Hitler-Jugend der Reic

IM KRIEGSEIN

Mit der Geschichte der Bewegung unlöslich verbunden ist der Kampf um das rote Berlin, den Dr. Goebbels jahrelang zäh und erbittert, mit unaufhaltsamen Erfolg geführt hat. Bei diesem Ringen um die Reichshauptstadt standen ihm Kämpfer wie Horst Wessel, Hans Eberhard Maikowski, Herbert Norkus, Gerhard Liebsch und Hans Hoffmann zur Seite — Nationalsozialisten, die ihr Leben für den Sieg der Bewegung gaben und die heute Vorbilder der Nation sind. Der Sportpalast, die Pharus-Säle, der Saalbau Friedrichshain — das sind die alten Kampfstätten des Gaues Berlin, mit deren Namen ein gut Stück Geschichte der Bewegung verknüpft ist, Namen, die heute jeder kennt. Berlin — das ist das Gebiet, aus dessen Reihen der Reichsjugendführer hervorgegangen ist und das er Jahre hindurch geführt hat; hier war er Führer der Gefolgschaft, der Herbert Norkus angehörte, hier schuf er den Reichsberufswettkampf, der sich als Leistungsprobe der Jugend überall bewährt hat.

Die Berliner Hitler-Jugend ist sich der Verpflichtung, als Jugend der Reichshauptstadt in Haltung und Arbeit besonders vorbildlich zu sein, stets bewußt. Getreu der Parole „Berlin voran!", die ihr der Reichsjugendführer einst gab, bemühen sich Jungen und Mädel immer wieder, in Pflichterfüllung und Einsatzfreudigkeit ein Beispiel zu geben.

Nach den Jahren zielbewußter und erfolgreicher Aufbauarbeit hat der Krieg die Berliner Hitler-Jugend vor neue, oft schwere Aufgaben gestellt, deren Lösung um so schwieriger erschien, als bei Kriegsbeginn alle waffendienstfähigen Führer zur Wehrmacht gingen, um sich als Soldaten im Freiheitskampf unseres Volkes zu bewähren. Junge Kräfte mußten die Lücken auffüllen und die Arbeit weiterführen; nach nahezu 2½ Jahren Krieg kann festgestellt werden, daß diese Jungen und Mädel die Belastungsprobe bestanden haben — ein weiteres Beispiel für die Gültigkeit der These, daß Jugend von Jugend geführt werden soll. Die Jugendabordnungen von Italien, Spanien, Ungarn, Norwegen und Kroatien, die auf Einladung des Reichsjugendführers der Reichshauptstadt Besuche abstatteten, lernten im Gebiet Berlin die Einrichtungen der Hitler-Jugend kennen und konnten sich hier von der Einsatzbereitschaft der deutschen Jugend im Kriege überzeugen. Die ausländischen Gäste gewannen dabei eine anschauliche Übersicht über die in den letzten Kriegsmonaten von der Berliner Hitler-Jugend geleistete Arbeit.

Im Mittelpunkt stand die Wehrertüchtigung der 17- und 18jährigen, die dabei in umfassender Weise auf ihre Dienstzeit in der Wehrmacht vorbereitet wurden. Hand in Hand ging damit die Ausbildung in den Sonderformationen der Flieger-, Marine-, Motor- und Nachrichten-Hitler-Jugend, in denen der fachlich geschulte Nachwuchs für die Spezialtruppen der Wehrmacht herangebildet wird.

Das Gebietssportfest 1941, die Grünauer Sommerregatta, die Jugend-Meisterschaftskämpfe im Schwimmen, die Gebietsmeisterschaften im Tennis, Faustball, Fußball, Handball, Radfahren, Hockey, Boxen und in der Leichtathletik legten Zeugnis ab für die in der Hitler-Jugend betriebene sportliche Breitenarbeit.



Reichsjugendführer Artur Axmann spricht zur Verpflichtung der Jugend

An den Sommerlagern des Gebietes in Pommern und in der Mark Brandenburg nahmen 10 000 Berliner Jungen teil; Erholung, Wehrertüchtigung und Sonderausbildung, Sozial-







...eichshauptstadt

...INSATZ



...ann ...gend

Reichsminister Dr. Goebbels eröffnet die Jugendfilmstunden

und Kulturarbeit standen hier im Vordergrund.
Zur gleichen Zeit wurden als Sondereinsätze die Erntehilfe sowie die Sammlung von Lindenblüten und Heilkräutern durchgeführt. Die Berliner Mädel sammelten dabei in 36 485 Arbeitsstunden mehrere hundert Kilogramm Spitzwegerich, Löwenzahn und Gänseblümchen, aus denen je Kilogramm rund 100 Liter Tee hergestellt werden konnten.
Die kulturelle Arbeit der Berliner Hitler-Jugend ist seit Kriegsbeginn erweitert und vertieft worden; in diesem Winter wurde ein Veranstaltungsring ins Leben gerufen, der der Hitler-Jugend in einer Reihe von Theater- und Opernaufführungen sowie Konzerten und Dichterlesungen die Möglichkeit zu guter und erzieherisch wertvoller Freizeitgestaltung geben soll. So setzte sich z. B. das Schiller-Theater der Reichshauptstadt mit geschlossenen Aufführungen von „Die Karlsschüler", „Don Carlos", „Der Strom" und „Clavigo" für den Veranstaltungsring ein, die Volksbühne brachte „Minna von Barnhelm", im Deutschen Theater wurde „Käthchen von Heilbronn" gegeben und im Deutschen Opernhaus gelangten „Hänsel und Gretel" sowie „Die Puppenfee" zur Aufführung.
Die Chorkonzerte der Hitler-Jugend haben in der Reichshauptstadt schnell eine große und dankbare Zuhörerschaft gefunden; die im Bachsaal durchgeführten Konzerte des Mozartchors der Berliner Hitler-Jugend und der Rundfunkspielschar Wien wurden zu einem viel besprochenen Ereignis im Berliner Musikleben.
Der weit über die Grenzen der Reichshauptstadt bekannte Mozartchor der Berliner Hitler-Jugend kehrte kürzlich von einer Fahrt durch das rheinisch-westfälische Industriegebiet, das Rheinland, die Westmark, Württemberg, Hessen-Nassau und Kurhessen zurück; ein Blick in den Spiegel der Presse zeigt, daß das Publikum in den überfüllten Konzertsälen und vor allem die Rüstungsarbeiter in den Fabriken und Werkhallen die vom Mozartchor gebotene Chorkunst begeistert aufgenommen haben. Auch die Rundfunkspielschar der Berliner Hitler-Jugend konnte bei ihrer Konzertreise durch die süddeutschen Gaue schöne Erfolge verzeichnen.















In einem besonderen Großeinsatz stellte sich die Hitler-Jugend bei der Wollsachensammlung für die Front zur Verfügung. Während die Jungen mit Musik- und Fanfarenzügen die Sammlung propagandistisch unterstützten und dann bei der Arbeit auf den Sammelstellen der Ortsgruppen halfen, fertigten die Mädel in 19 872 Arbeitsstunden in den Nähstuben der NS.-Frauenschaft zusätzliche Kleidungsstücke für die Spende; so wurden z. B. in einem Bann innerhalb 24 Stunden 400 Stück Pulswärmer, Handschuhe, Socken und Ohrenschützer hergestellt.

Die wichtigsten Straßen und Plätze der Reichshauptstadt wurden schneefrei gemacht, die Bordkanten der Bürgersteige weiß gestrichen, Kohle ausgeladen, auf den Postämtern Post sortiert usw.

Von den Sondereinsätzen der Mädel sind die Lazarettbetreuung — für die 4089 Mädel insgesamt 10 800 Stunden eingesetzt waren — und der BVG.-Einsatz besonders hervorzuheben, bei dem 500 Mädel im Alter von 17 Jahren und älter ständig wenigstens zweimal im Monat und dann jeweils einen 8-Stundentag lang als Straßenbahnschaffnerinnen tätig sind.

Das Gegenstück zum Dienstwettkampf der Hitler-Jugend bildet das sogenannte Wettrüsten, bei dem die Berliner Mädel Vorbildliches geleistet haben: In 114 730 Arbeitsstunden wurden 26 098 Werkarbeiten gefertigt; würde man für jedes Stück nur eine Länge von 8,5 Zentimeter berechnen, so ergäbe dies eine Strecke, die der Straße Unter den Linden vom Brandenburger Tor bis zum Schloßplatz entspräche! Erwähnenswert ist weiterhin, daß die Mädel im Jahre 1941 14 945 Feldpostpäckchen gepackt und versandt haben.

Schließlich ist bei einem Rundblick auf den Kriegseinsatz der Berliner Hitler-Jugend auch die Kinderlandverschickungsaktion zu nennen. Durch diese Maßnahme soll die Jugend der luftgefährdeten Reichshauptstadt vor Gefahren geschützt und gesund erhalten werden. Die Verschickung hat sich nicht nur bewährt, sie ist auch volkstümlich geworden. Den verschickten Jungen und Mädeln wird das Erlebnis der Lagergemeinschaft, in der sie von den besten Hitler-Jugend-Führern betreut werden, stets in bester Erinnerung bleiben.

In diesem Zusammenhang verdient die Ausstellung „Jugend im Reich" besondere Erwähnung, die in der National-Galerie eröffnet und bisher von über 40 000 Volksgenossen besucht wurde. Sie zeigt Arbeiten, die von den verschickten Berliner Jungen und Mädeln in ihren Lagern hergestellt wurden, und läßt erkennen, daß die Aktion bestens organisiert ist. So rundet sich das Bild von der Arbeit der Berliner Hitler-Jugend, die im Kriege freudiger denn je ihre Pflicht erfüllt und stolz darauf ist, als Jugend der Reichshauptstadt bei immer neuen Sonderaufgaben ihre Einsatzbereitschaft unter Beweis stellen zu dürfen.

Dr. L.



Vom Sprung auf den Isthmus bis Ako-Korinthos

Von Kriegsberichter Hans Rechenberg

Frühling auf dem Balkan, bulgarische Ostern im Zeltlager und wie die in der Erzählung romantisch anmutenden Berichte alle heißen mögen, sind trotz aller Überraschungen und landschaftlichen Schönheiten doch nichts, was das Fallschirmjägerherz höher schlagen lassen kann, wenn die Aussichten auf den Einsatz immer geringer werden. Nahe den Fronteinsatzhäfen der deutschen Luftwaffe stehen in den Apriltagen 1941 einsatzbereit Einheiten der deutschen Fallschirmtruppe. Vor ihren Augen vollzieht sich das Schicksal der englandhörigen Serben und Griechen. Je schneller der Vorstoß der deutschen Heeresverbände, um so länger werden unsere Gesichter, um so geringer wird die Hoffnung auf den Einsatz.

Diesmal aber sollen die unverbesserlichen Pessimisten Lügen gestraft werden. Am Mittag eines Apriltages erreicht uns der lange erwartete Befehl „Aufrüsten der Maschinen". Am Nachmittag wird nach Z. verlegt, einem fast völlig zerstörten griechischen Flughafen dicht hinter den deutschen Linien. Im Scheine der Abendsonne fliegen wir in den griechischen Frühling hinein. Vorbei am Olymp, unter uns die griechische Landschaft.

Die einzelnen Kampfgruppen sind auf die Maschinen aufgeteilt. Alles für den Kampf unnütze Gerät ist zurückgelassen, nur einige Zeltbahnen und Decken für die letzte Nacht durften mitgenommen werden. Mit dem letzten Licht landen wir in L. Gerade noch reicht die Zeit und das Licht für die notwendige Einsatzbesprechung. Das Geheimnis ist gelüftet. Unser Verband, die Gruppe X., soll in den frühen Morgenstunden des 26. April den Isthmus von Korinth aus der Luft erobern. Nördlich und südlich des Kanals wird gesprungen; eine besondere Abteilung Fallschirmjäger wird die Brücke besetzen, die angebrachten Sprengladungen entfernen und den Übergang über den Kanal so lange sichern, bis die deutschen Heeresverbände heran sind. Während die nördlich des Kanals springenden Einheiten das Gelände vor der Brücke sichern und von Engländern säubern, werden die auf der Südseite eingesetzten Fallschirmtruppen über Korinth vorstoßen, den Flugplatz besetzen und so den englischen Truppen auf dem Peleponnes den Rückzug abschneiden. Also ein Einsatz, geeignet das Herz jedes Fallschirmjägers höher schlagen zu lassen.

Von der allgemeinen Lage wird uns so viel bekannt, daß die Kämpfe um die Thermopylen im Gange sind.

Kurz ist die Nacht vor dem Einsatz. Vor drei Uhr schon ist alles auf den Beinen. Frühstück fällt aus, kaum Wasser ist zu beschaffen. Eine Stunde später sind die Vorbereitungen beendet. Wir sitzen in den Maschinen, Kette auf Kette der Ju 52 rollt zum Start.

Lang ist die Zeit des Anfluges, weniger zeitlich als gefühlsmäßig. Da nützt die schöne Landschaft und der herrlichste Sonnenaufgang nicht viel mehr als für allzukurze Ablenkung. Die meisten sind mit sich selbst beschäftigt, denn der Motorenlärm läßt nur mühsam eine flüssige Unterhaltung aufkommen. Dabei ist Ablenkung für den Augenblick das Beste. Neben mir sitzt der Führer unserer Kampfgruppe, ein Oberleutnant aus der Ostmark. Er ist weitaus der Nestor unserer Gemeinschaft, ein alter Weltkriegsteilnehmer, Lehrer in einem der schönsten Orte seiner Heimat, in der Nachkriegs-



Fallschirmjäger-Wacht auf Kreta. Auf jede Überraschung gefaßt, immer im zähen Kampf gegen überlegene Feindkräfte, so haben unsre Fallschirmjäger in zehn Tagen einen weit überlegenen Gegner vernichtend geschlagen

zeit hervorragender Streiter für den Anschluß der Ostmark und im gegenwärtigen großen Ringen einer der ältesten Freiwilligen der Fallschirmtruppe. Ein hervorragender Kamerad und Führer. Seine Männer sind junge Soldaten der nationalsozialistischen Wehrmacht, die meisten erprobt und ausgezeichnet in der ersten Feuertaufe der Fallschirmtruppe im Westen.

Zu einer Zeit, in der zu Hause gerade in dieser Jahreszeit das erste Dämmern des neuen Tages heraufkommt, ist es hier im Süden schon strahlend hell. Wir nähern uns dem Ziel und überfliegen das Meer. Voraus ist die Westeinfahrt des Kanals zu erkennen. Und schon der Befehl „Fertigmachen". Längst fertig zum Absprung steht einer dicht hinter dem anderen im Flugzeug, als wir die Kanaleinfahrt überfliegen. Die Aufziehleinen sind eingeklinkt, und sorgfältig hat der Führer nochmals kontrolliert, daß auch keine der Leinen fehlt. Der Führer



Seit Tagen in schwerem Verteidigungsringen. Ein kleines Erdloch zur notdürftigen Deckung — so halten sie stand. Ihre Gesichter sind unrasiert, sie leiden Durst unter der glühenden Sonne Kretas, aber sie stehen und weichen nicht. Sie vertrauen einer auf den andern, und darum werden sie siegen



Kurze Ruhepause, während deutsche Stukas die gegnerische Stellung bearbeiten. Sie haben alles bereit: MG.-Gurte, Karabiner, Maschinen-Pistolen — so werden sie gleich den Briten wieder angehen, unerschrocken und unermüdlich, deutsche Fallschirmjäger auf Kreta

tritt als erster in die offene Tür. Das Hupensignal, der Befehl zum Absprung! Einer nach dem anderen tritt schnell in die Tür und drückt sich fest von der Maschine weg, um gut abzukommen. In Sekunden ist die lebende Last des Flugzeuges abgeworfen, das bald darauf den Gegenkurs geht und zum Einsatzhafen zurückfliegt.

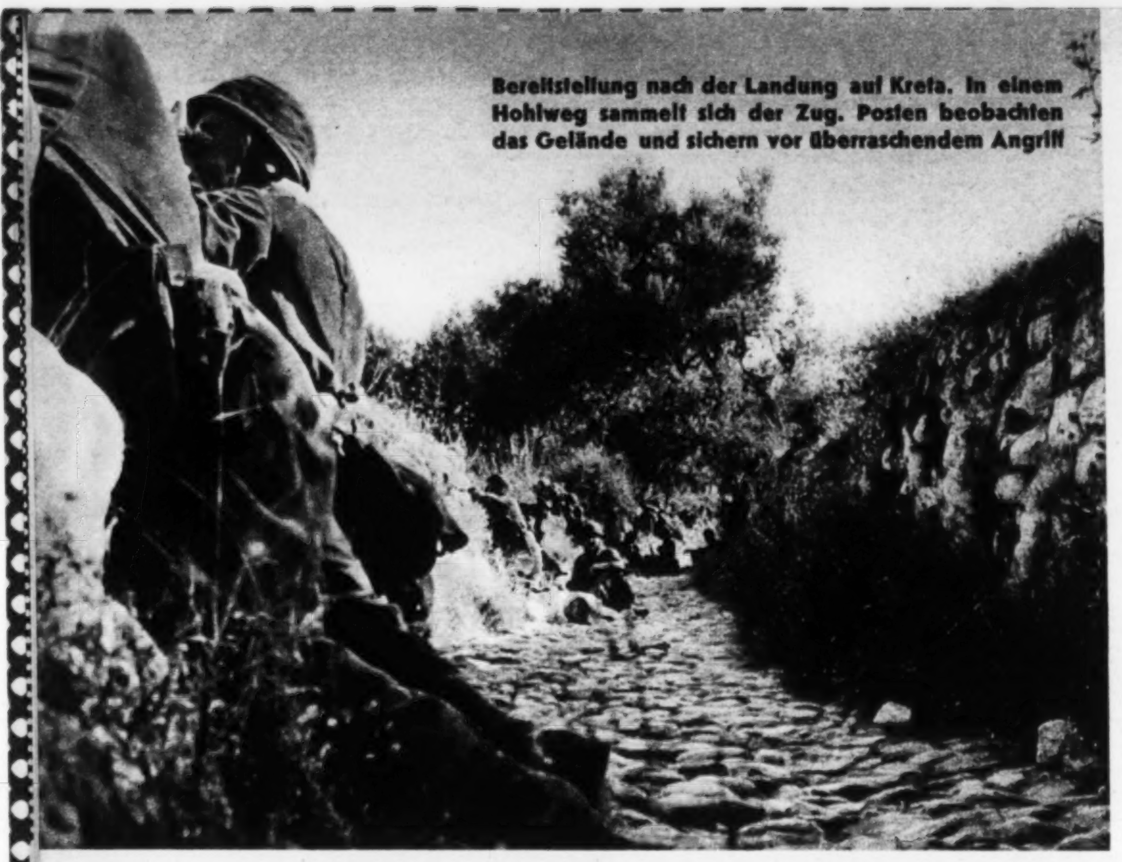
Der englische Verteidiger hat sich bereits vom ersten Schrecken erholt. Die Flak versucht den Anflug der Ju-Staffeln abzuwehren, wird jedoch von den uns begleitenden Zerstörer- und Kampfflugzeugen niedergehalten. Im Sprunge schlägt uns MG.- und Gewehrfeuer entgegen. Nach dem Durchfallen ein kurzes, ruhiges Schweben und Pendeln in der Luft, nur wenige Sekunden, die ausgenützt werden müssen, um das Gelände unter uns genauer auszumachen. Unser Absetzplatz liegt einige hundert Meter südlich des Kanals in einer Talsenke. Das Gelände selbst ist kahl, trotzdem aber wenig übersichtlich. Felder und Weinreben (Korinthen!) durchziehen das größtenteils öde Gelände, dazwischen einige Zypressen und andere Bäume. Der Kanal durchschneidet 80 Meter tief die 6½ Kilometer lange Landbrücke.

Direkt auf eine steinige Grube schwebt mein Fallschirm. Daneben erkenne ich einen unserer Waffenbehälter, der bereits gelandet ist. Es bleibt keine Zeit mehr für den Versuch, durch Beinbewegungen einen anderen Landeplatz auszumachen. Es ist auch besser so. Lieber hart aufkommen, dafür aber in den ersten Augenblicken des Freimachens vom Schirm in sicherer Deckung! Unfreundlich hart, aber fest und sicher hat mich die Erde wieder. Direkt zum Kopf herauf eine starke Erschütterung ohne weitere Folgen; es sitzt noch alles fest, die angestoßenen, auch edleren Teile sind alle unversehrt.

Um uns herum Kampflärm. Besonders stark in Richtung der Brücke und Korinth. Nahkampf! Wir haben größere englische Abteilungen überrascht, die den Weg zum Peleponnes für die Flucht der englischen Expeditionsarmee über den Isthmus von Korinth frei halten sollen. Das wird ihnen restlos versalzen. Immerhin, der Engländer hat sich vom ersten Schrecken — mancher war wohl gerade beim Frühstück oder beim Rasieren, worauf wir, ungefrühstückt und unrasiert, keine Rücksicht nehmen können — erholt und verteidigt sich zähe, während über Korinth motorisierte Einheiten zurückweichen.

Unsere Gruppe sammelt, geführt von unserem Oberleutnant, und kämpft sich zum befohlenen Gelände durch. Es sind nur wenige hundert Meter bis zu dem befohlenen Ort, an dem zwei verlassene Lastkraftwagen stehen. Hier soll der Gefechtsstand, Truppenverbandplatz und Gefangenensammelstelle errichtet werden. Von der Straße her wird der erste Trupp, meist Neuseeländer, herangeführt.

Eine gewaltige Detonation in der Gegend des Kanals zerreißt die Luft. Die Brücke! Durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände wird unseren Männern der schon errungene Erfolg entrissen. Das letzte von etwa einem Dutzend Flakgeschützen, die den Kanal sichern, erreichte einen Zufallstreffer in die bereits herausgerissene Sprengladung auf der Brücke. Hier ist der Kampf bereits zu Ende, die Flakstellungen und Verteidigungsnester sind in kurzen, harten Kämpfen erobert. Jetzt geht der Kampf um Korinth. Wir müssen die Stadt schnell und möglichst ohne Blutvergießen erobern und zum Flugplatz durchstoßen. Abseits der Straße sehe ich verlassen und zerschossen einen beachtlichen englischen Personenwagen, Marke Humber, Nummer M 4 106 335, Schüsse in der Schutzscheibe, der Kühlerhaube und den Kotflügeln. Kein Fenster ist ganz, und als erstes fallen mir zahllose Splitter beim Aufreißen der Tür entgegen. Auch die Sitze sind voller Splitter; das macht gar nichts, denn es ist splitterfreies Glas. Eine kurze Besichtigung und Erkundung nach Starterknopf usw. Vorerst nutzlose Bemühungen, bis ich überrascht feststellte, daß der Motor noch läuft. Gerade wird übrigens der Vorbesitzer, ein englischer Major, mit seinen Männern von Fallschirmjägern abgeführt.



Bereitstellung nach der Landung auf Kreta. In einem Hohlweg sammelt sich der Zug. Posten beobachten das Gelände und sichern vor überraschendem Angriff

Für die nächste Zeit wird er laufen müssen. Einige Schwierigkeiten zwar bereitet die Fahrt durch das hügelige Gelände auf die Straße; wenig verkehrsgerecht, dafür aber erfolgreich sind die Fahrversuche des neuen Autobesitzers. Einmal auf der Straße, geht es weiter in Richtung Korinth. So nebenbei werden englische Panzerbüchsen am Wegrand aufgelesen und zur Verwendung nebst Munition für die Spitzengruppe mitgenommen. Ein anderer erbeuteter englischer Wagen schließt sich dem Unternehmen an, dessen Führung inzwischen Leutnant R. übernommen hat, der mit seinem Zuge an den ersten Häusern von Korinth in Stellung lag. Rechts und links auf den Trittbrettern Fallschirmjäger, die Maschinenpistole und die Handgranaten bereit. Der eine erbeutete Wagen bleibt an der entscheidenden Stelle, einer angenommenen Straßensperre, die sich als Trichter einer Stukabombe und Grab mehrerer Lkw. und Panzer entpuppt, kochend zurück. Also stoßen wir, fünf deutsche Fallschirmjäger, vor in die eben noch von Engländern beherrschte Stadt, über der gerade unsere Stuka im Tiefflug brausen. Hoffentlich erkennen sie rechtzeitig unsere Hakenkreuzflagge. Wir wollen und müssen schnellstens den Bürgermeister ausmachen und ihn mit dem Stadtkommandanten zur Übergabe zum Kommandeur unserer Gruppe bringen.

Das ist leichter gesagt als getan. Nicht nur, weil die Lage in den Straßen völlig ungeklärt ist und aus jedem Haus, hinter jeder Straßenecke feindliche Kräfte unserem Vorstoß ein schnelles Ende bereiten können. Auch die Suche nach dem Bürgermeister selbst ist bedeutend schwieriger, als angenommen, denn die wenigsten Korinther, die wir mühsam aus ihren Verstecken herausziehen, wollen uns entweder nicht verstehen oder kennen ihr Stadtoberhaupt nicht. Dabei steht in dem kleinen Militärhandbuch von Leutnant R. unter „Bürgermeister" klar und deutlich „Dimarchos". Erst als es zu spät ist, verrät uns ein griechenkundiger Kamerad, daß unsere Aussprache völlig falsch ist. Auf jeden Fall haben wir ohne richtige Aussprache Bürgermeister und Stadtkommandanten doch noch gefunden. Aber nicht gleich!

Zunächst war das gefährlich scheinende Hindernis, auch wenn es sich nicht als Straßensperre herausstellte, zu überwinden. Zu Fuß ging es ganz leicht durch eine schmale Nebengasse. Von unserem kostbaren Stück, dem Auto, aber wollten und konnten wir uns denn doch nicht trennen. Wie gut, daß die Engländer ihre Pkw. so hochbeinig bauen. Recht und schlecht, vorsichtig eingewiesen, während die andern sichern, geht es im wahrsten Sinne des Wortes durch eine schmale, aber auch hohle Gasse. Am Ende ein kurzes und energisches Halt. Voraus auf dem Wege nach Korinth eine verdächtige Höhle, in deren einem Loch gerade ein noch verdächtigerer Uniformzipfel verschwand.

Einige Handgranaten detonieren vor den Höhlenlöchern, schnelle Schüsse aus den Maschinenpistolen. Es rührt sich nichts. Die von uns erwartete Gegenwehr bleibt aus, ebenso aber bleibt auch unsere Aufforderung „Come along, boys!" unbeachtet. Vorsichtig schleichen zwei Männer die Höhle an und ziehen schließlich einen zitternden uniformierten Griechen heraus. Nun wird kurzer Prozeß gemacht, und schnell ist die Höhle ausgeräumt von mehreren griechischen Soldaten, Polizisten und Frauen, Männern und Kindern, die sich aus Furcht vor den deutschen Bomben und dem Kampflärm hierhin zurückgezogen haben. Sie sind einigermaßen erstaunt, auf einmal deutsche Soldaten zu sehen. Da sie seit Stunden in der Höhle sitzen, muß ihnen unsere Herkunft auch schleierhaft sein. Mit Mühe gelingt es, alle zu beruhigen, vor allem weil die Verständigung Schwierigkeiten bereitet. Ein junges Mädchen mit einigen französischen Kenntnissen zeigt sich mutig genug, um uns zum Bürgermeister zu führen. Herein mit ihr in den Wagen, was ihre vermutliche Mutter in heftiges Schluchzen und neuerliches Weinen versetzt. Nun, wir sind ja keine Mädchenhändler und genau so mit einem älteren Mann zufrieden, wenn er uns nur den Bürgermeister zeigt, und das möglichst plötzlich.

Weiter geht es auf der Hauptstraße durch die scheinbar ausgestorbene Stadt. Alle Fenster und Läden sind verbarrikadiert. Sitzen etwa Engländer dahinter? Schnell werden die Kreuzungen überquert. Unser Korinther, der vorn über dem Kühler hängt, weist uns nach links in eine große Hauptstraße ein. Nach den ersten Häusern halten wir vor einem ansehnlichen zweistöckigen Gebäude. Hier also soll unser Dimarchos wohnen. In ruhigen Zeiten hätte er uns auch sicherlich mit südlicher Gastfreundlichkeit empfangen; heute aber ist der Vogel ausgeflogen. Das Haus verrammelt, mehr oder weniger unsanft geöffnet vom Keller bis Boden; einschließlich Keller bis Boden, einschließlich Garten leer.

Mit der Maschinen-Pistole übernimmt er den Feuerschutz, damit die Kameraden sich in kurzen Sprüngen vorarbeiten können. Kreta war ein Sieg des Einzelkämpfers, des Pflichtbewußtseins und der Tapferkeit des einzelnen deutschen Soldaten



Was nun? Unser Dragoman weiß keinen Rat. Einige hundert Meter voraus ist ein großer Platz mit einem imposanten Gebäude. Sollte das nicht das Rathaus sein; was heißt aber wieder Rathaus auf griechisch? Nun, wir fahren erst mal hin. Auf den Straßen rührt sich noch immer nichts. Während zwei Mann als Wache beim Wagen blieben, geht Leutnant R. voraus mit dem Korinther, um einige Häuser weiter nach dem Bürgermeister und Stadtkommandanten zu fahnden. Mit dem letzten Mann unserer stolzen Streitmacht mache ich mich, Maschinenpistole und 08 schußbereit, daran, das Amtsgebäude zu durchsuchen. Oben und im ersten Stockwerk ist alles leer. Da holt mich schon der Kamerad nach unten. Der Keller ist gesteckt voll. Am Eingang Zivilisten, Frauen und Kinder, Großmütter usw., anscheinend seit Stunden im Luftschutzkeller. Hier wird der Gesuchte kaum zu finden sein. Wir wollen schon wieder raus in die frische Luft, als auf einmal weit hinten Uniformen zu erkennen sind. Mit viel Reden und Gesten, nachdrücklich durch Pistolenschwingen unterstützt, wird der Keller nunmehr geräumt. Das Ergebnis ist gar nicht ohne. Unter den etwa 50 Uniformierten sind immerhin etwa 20 Engländer, die mit erhobenen Armen herauskommen und sich am Straßenrand aufbauen müssen. Einige Türen im Keller sind verschlossen. Gründlich wie wir nun einmal sind, werden sie mit Gewalt geöffnet. Als wir jedoch die Insassen ebenfalls hinausschmeißen wollen, erhebt ein aufgeregter Mann Protest. Anscheinend der Gefängnisaufseher, denn es handelt sich um Strafgefangene, die einzigen, die gutwillig bereit waren, unserer Aufforderung an die frische Luft umgehend Folge zu leisten. Den Zivilisten steckt die Angst vor Bombenangriffen mächtig in den Knochen. Kein Wunder, denn noch kreisen deutsche Flugzeuge über dem Stadtrand, und man weiß nicht, ob die Angst vor den Bomben oder vor unseren energischen Vorstellungen größer ist. Schließlich siegt die nähere Gewalt. Einigen Frauen wird zudem gestattet, mit ihren Säuglingen im Keller zu bleiben. Zum Dank dafür radebrecht einer der Ehemänner mir auf französisch, daß er in nächster Nähe eine deutsche Frau kenne, die mir sicher helfen könne.

Auf dem Platz geht es inzwischen lebhaft zu. Auf der einen Straßenseite die englischen Soldaten mit erhobenen Armen, bewacht von den drei Fallschirmjägern. Gegenüber griechische Soldaten, die sich hinsetzen dürfen, und drum herum die aus dem Keller geholten Einwohner Korinths. Die Bevölkerung hat sich etwas beruhigt, als sich herausstellt, daß die deutschen Flugzeuge keine Bomben werfen, nachdem wir ihnen von unten eifrig zuwinken. Sie glauben offenbar, daß wir uns den Flugzeugen von unten herauf irgendwie verständlich machten, und haben mächtigen Respekt vor uns. Ein gewisses Wohlwollen ist ebenso unverkennbar wie die absolute Ablehnung irgendeiner Gemeinschaft mit den Engländern.

(Fortsetzung Seite 22)

Besuch in einer Fallschirmschule

1. Schülerkompanie

Das Thema für den nächsten Heimabend

Hunderttausend Fallschirme fallen vom Himmel. Jeder öffnet sich! Denn immer wieder wird das Fallschirmpacken geübt und gibt dem Schüler die letzte Sicherheit

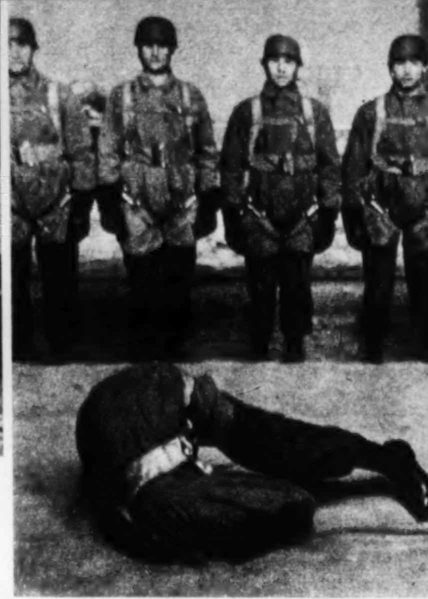


An diesen „Seidenfäden" hängt das Leben. Doch sie sind dick und stark, und von ihrer sauberen Lage hängt das Pendeln in der Luft ab

Bild unten: **Tägliche Bodenübungen machen den Körper hart, geschmeidig und bereiten den Springeranwärter auf das richtige Verhalten bei der Landung vor**







Er kann zwar nicht mehr fliegen, aber mit seinem Propellerwind bläht er den großen Schirm, an dem ein Fallschirmhäschen das Aufstehen lernt

Heute noch springen sie aus der Ju-Attrappe in den Sandhaufen. Morgen aber will der Sprung schon aus großer Höhe gekonnt sein

Bild links: Die Rolle vor- und rückwärts beendigt den Fallschirmabsprung und fängt den Landungsstoß auf. Sie muß jeder Schüler beherrschen



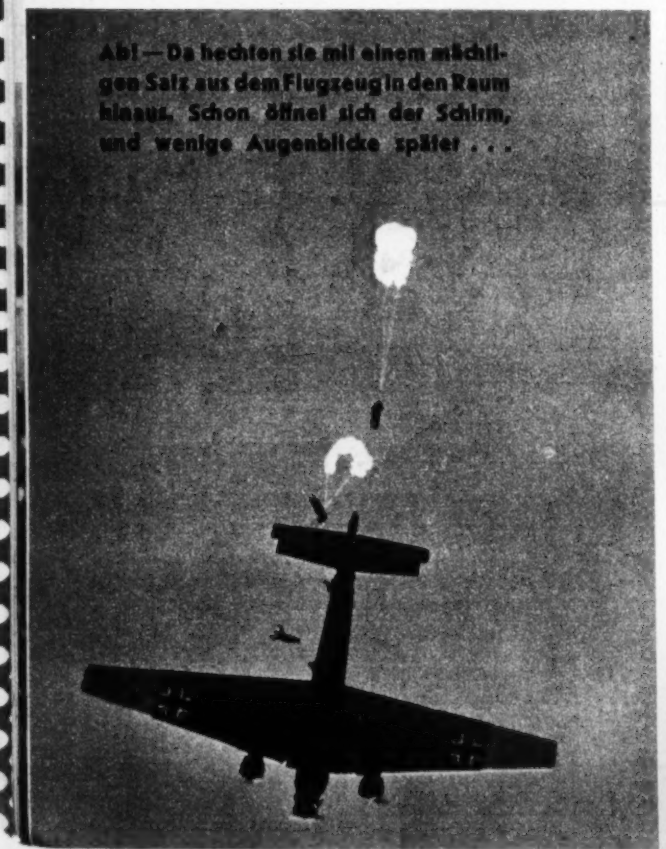
Dann geht's an die Aufhängevorrichtung. Man pendelt und zappelt wie am Schirm und lernt rechtzeitig sich in der Luft richtig verhalten



Fertigmachen zum Sprungdienst! Endlich wird der Fallschirm zum Sprung angelegt, und noch einmal prüft die Hand den richtigen Sitz des Gurtzeuges



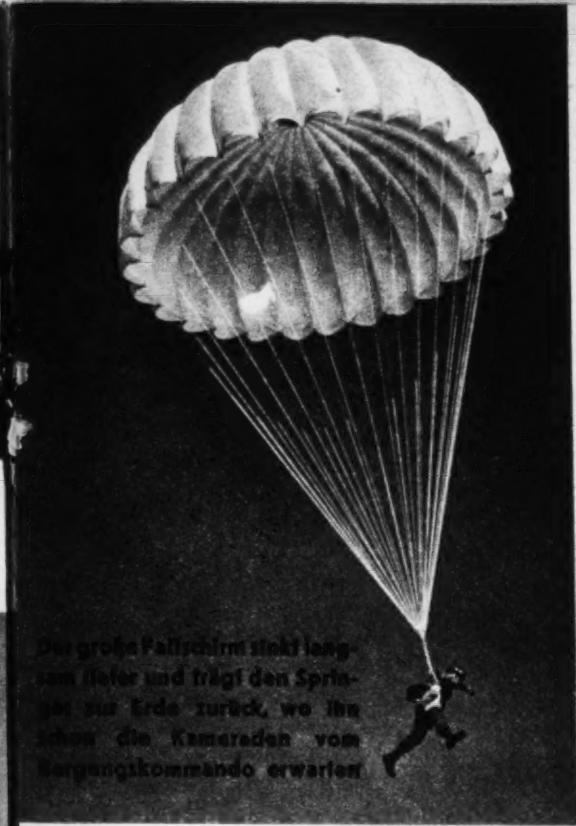
Geht auch so. Die Hände braucht man beim Einsteigen in die Ju für die Haltegriffe. Die Seidenleine zieht nachher den Schirm aus seiner Hülle



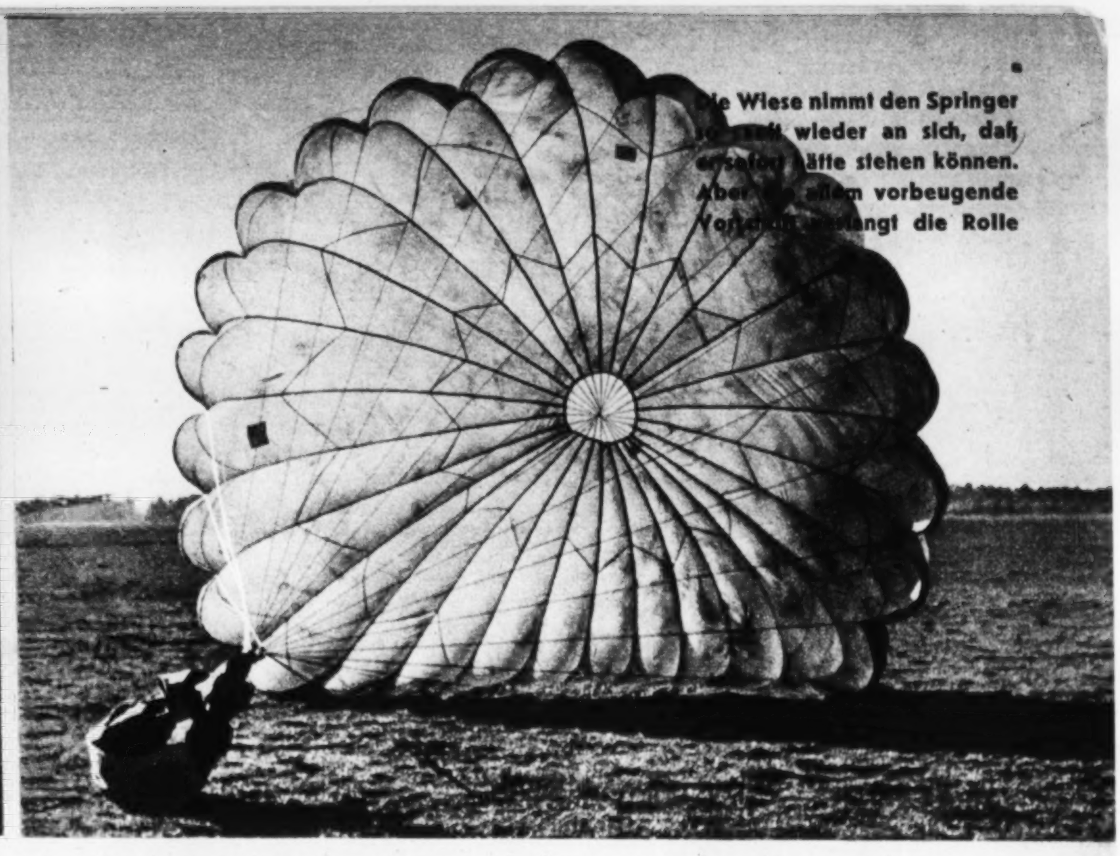
Ab! — Da hechten sie mit einem mächtigen Satz aus dem Flugzeug in den Raum hinaus. Schon öffnet sich der Schirm, und wenige Augenblicke später . . .



. . . wölbt er sich einem Himmel gleich über dem Fallschirmjäger, dem der erste Absprung aus zweihundert Meter Höhe zum schönsten Erlebnis wurde



Der große Fallschirm sinkt langsam tiefer und trägt den Springer zur Erde zurück, wo ihn schon die Kameraden vom Bergungskommando erwarten



[illegible]e Wiese nimmt den Springer [illegible] wieder an sich, daß [illegible] hätte stehen können. Aber [illegible] vorbeugende [illegible]langt die Rolle



Vom Hitlerjungen zum Ritterkreuzträger der Fallschirmtruppe

Von Kriegsberichter Hans-Georg Schnitzler
Scharführer der Hitler-Jugend

Als die Sturmsoldaten der Luftwaffe wie der Blitz aus heiterem Himmel auf die Verteidigungswerke der Festung Holland herabstürzten, wollte es der Zufall, daß der junge Oberleutnant Arnold von Roon von seinem Fallschirm ausgerechnet in der Nähe der Ortschaft Rhon zur Erde getragen wurde. Und als er nach siegreichem Kampf Zeit hatte, dieser eigenartigen Fügung des Schicksals nachzuspüren, stellte er fest, daß dieser Ort seinem Geschlecht den Namen gegeben hatte — dem Geschlecht der Grafen von Roon, deren berühmtesten Mann wir im Generalfeldmarschall Albrecht von Roon als Kriegsminister und Reorganisator der preußischen Armee unter dem Eisernen Kanzler Bismarck kennen. Sein Urenkel, der heute als Hauptmann der Fallschirmtruppe das Ritterkreuz trägt, ist vielen Hitlerjungen jener Jahre in Berlin und Halle aus der Kampfzeit bekannt. War er doch einer von denen, die sich auch in der Schule, andersgesinnten Lehrern zum Trotz, als begeisterter Anhänger Adolf Hitlers bekannten. Damals hatten jene Andersgesinnten aus dem Lager der Kommunisten und Sozialdemokraten in Preußen noch die Macht, die Anhänger des Führers unter ihren Schülern mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Er trat — schon immer ein schneidiger Draufgänger — in die Kavallerie ein. Als der Führer jedoch nach der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht auch die Aufstellung einer Luftwaffe befahl, die an die heldische Tradition der Weltkriegsflieger, eines Richthofen, eines Boelcke und eines Immelmann anknüpfen sollte, hielt es den Oberfähnrich nicht länger bei den Pferden. Er wurde Flieger.

Als Aufklärer meldete er sich freiwillig zur „Legion Condor", bei der er im Kampf des nationalen Spanien gegen den Bolschewismus die Feuertaufe erhielt. „Besonders gern", erzählt er aus dieser Zeit, „flogen wir, wenn wir unseren Auftrag erledigt hatten, tief über die roten Linien dahin, um sie mit unserem Bord-MG. zu beharken!" Einmal wäre ihm und seinem Kameraden dieses kühne Eingreifen in die Erdkämpfe beinahe zum Verhängnis geworden. Auf einem solchen Tiefflug erhielten sie einen schweren Treffer, mit dem sie sich noch mit Mühe und Not zur eigenen Linie zurückschleppen konnten, wo die Maschine bei der Notlandung restlos zu Bruch ging.

Mit dem Spanienkreuz in Gold und dem Verwundetenabzeichen nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er in den Stab des Schöpfers unserer Fallschirmtruppe, General der Flieger Student, berufen. Die Stabsarbeit behagte jedoch dem jungen Offizier, der soeben die Freiheit des Kämpfers kennengelernt hatte, nur wenig. Er meldete sich freiwillig zum Springen. Und so sehen wir ihn im Juni 1939 als Kompaniechef einer Fallschirmjägerkompanie. Daß er dort auf dem richtigen Platz stand, haben die Taten seiner Kompanie in drei harten Einsätzen der Fallschirmtruppe bewiesen. In Holland schlug er sich mit seinen Männern, mitten im Feind abgesetzt, dem Gegner Schnippchen um Schnippchen schlagend, in langen Märschen durch die feindlichen Linien und konnte so seinen Auftrag voll erfüllen. Am Kanal von Korinth war es seine Kompanie, die, nachdem die große eiserne Brücke in die Luft geflogen war, angesichts der vom Feind besetzten Stadt eine behelfsmäßige Brücke baute. Ohne Pionierausbildung stellten seine Männer damit einen Kanalübergang her, der den nachrückenden Heeresteilen auch das Hinüberschaffen schwerer Waffen gestattete, so daß diese Tat ein wesentlicher Beitrag zur schnellen Niederringung der Briten auf dem Peloponnes wurde.

Zum drittenmal sprang Hauptmann von Roon dann in Kreta über den feindlichen Linien bei Rothymnen ab in einem der heißest umkämpften Abschnitte der Insel. Er gehört zu den Männern, die neun Tage lang die mehrfache Übermacht des Gegners, der alle Vorteile — stark ausgebaute Stellungen, Artillerie, genaue Kenntnis des Landes und organisierten Nachschub — auf seiner Seite hatte, zäh und verbissen immer wieder niederschlugen, bis die vom Westen her vordringenden Kräfte anrückten, um die Eingeschlossenen zu entsetzen.

Erst 27 Jahre alt, trägt Hauptmann von Roon heute das Ritterkreuz. Er ist einer von denen, die die Forderung des Führers an die deutsche Jugend — „hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Windhunde" zu sein — zum Ideal des Kämpfers gewählt haben.

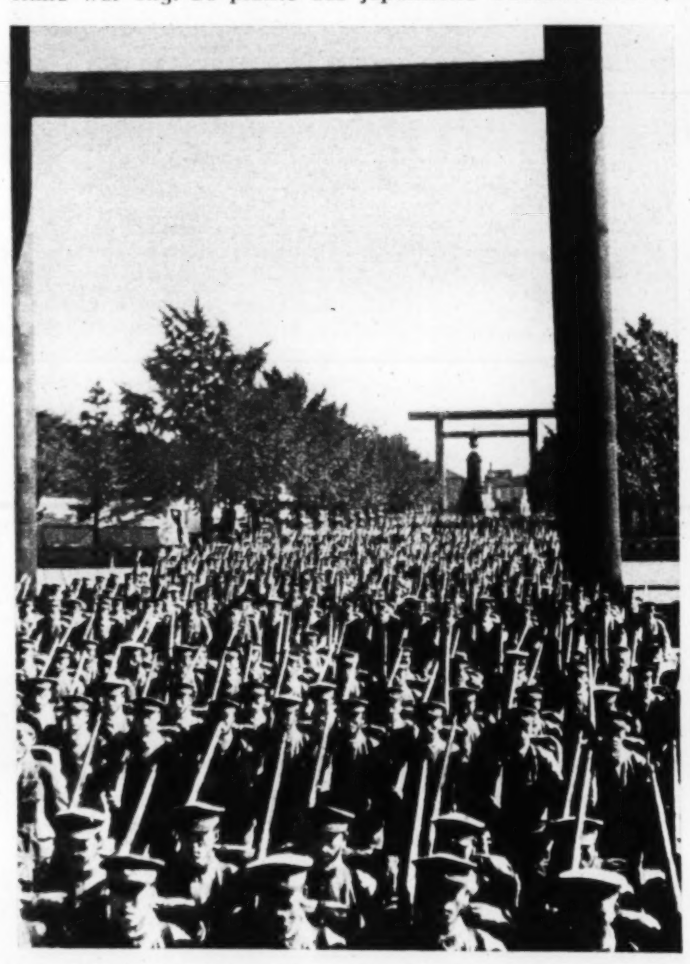
Auf dem Schreibtisch des Hptm. steht das Bild des Urgroßvaters, des Kriegsministers Bismarcks

Auf Wiedersehen im Yasukuni-

Unvergängliche Episoden aus dem Heldenkampf der Japaner

„Wenn ich falle", so hat im russisch-japanischen Krieg einst ein japanischer Kapitän nach Hause geschrieben, „so werde ich siebenmal wieder auferstehen!" Jeder japanische Soldat dachte das damals. Er denkt das auch heute noch, wenn er in Ostasien gegen Engländer und Amerikaner in den Dschungeln tropischer Inseln oder auf dem Meer kämpft. Jener Kapitän aber, der vor nun fast vierzig Jahren vor Port Arthur lag, ist wirklich unsterblich geworden. Was hat er vollbracht?

Port Arthur war damals in russischen Händen und wurde von den Japanern eingeschlossen. Nur von der See aus konnte der Hafen immer noch Nachschub empfangen. So mußte also die Zufahrtstraße gesperrt werden. Die Fahrtrinne war eng. So plante das japanische Oberkommando, einige alte, ausgediente und mit Zement beladene Schiffe an die engste Stelle zu steuern und dann dort zu sprengen. Ein wahres Todeskommando für diejenigen, die diese Schiffe bis zu ihrem Untergang zu lenken hatten! Man nannte diese Abteilungen auch offen „Freiwillige für den Tod". Dennoch meldeten sich für etwa 70 Posten über 2000 Mann bei dem ersten Aufruf. Unter ihnen der Kapitän Hirose, der einen alten Dampfer zugeteilt bekam.



Trotz des fürchterlichen russischen Abwehrfeuers gelang es fast allen Schiffen, die befohlene Position zu erreichen und sich dort zu versenken. Die meisten von den Schiffsbesatzungen kamen nicht zurück. Entweder waren sie bereits an Bord der Schiffe gefallen oder später in den wenigen Rettungsbooten umgekommen. Hirose aber kam zurück. Ihn hatten die Russen nicht getroffen. Aber das Opfer der anderen war beinahe vergeblich gewesen, denn die Fahrtrinne war trotz der Versenkung noch nicht restlos geschlossen. Abermals meldete sich Kapitän Hirose freiwillig. Er versenkte auch den zweiten Dampfer vorschriftsmäßig. Ein russischer Torpedo kam ihm dabei zur Hilfe, denn er traf das Schiff in dem Augenblick, als es ohnehin gesprengt werden sollte. Schon legte sich das Schiff auf die Seite. Da erinnerte sich Hirose seines Deckoffiziers, der noch an Bord bei den nun überflüssigen Sprengladungen sein mußte. Er kletterte sofort auf das sinkende Schiff zurück, um ihn zu suchen. Vergebens! Im Dunkel der nur durch Scheinwerferblitze erhellten Nacht war er nicht zu entdecken. So verließ Hirose das Schiff ohne seinen Kameraden, als das Wasser bereits an die Reling reichte.

Diese Verzögerung aber kostete sein Leben. Denn nun hatten sich die Russen eingeschossen. Eine Granate zerriß den tapferen Offizier. Nur Reste seiner Uniform wurden geborgen. Jeder japanische Soldat aber kennt noch heute seinen Namen...

Er kennt auch die Namen jener Männer, die sich gleichfalls vor Port Arthur als lebendige Torpedos freiwillig meldeten. Im Hafen lag ein Teil der russischen Flotte. Diese Schiffe sollten vernichtet werden. So erboten sich gute Schwimmer, regelrechte Torpedos durch die Hafensperre zu transportieren und dann mit ihnen zu den russischen Schiffen zu schwimmen. Dort wollten sie dann diese Geschosse gegen die Bordwand der Kreuzer stoßen und so die feindlichen Schiffe und

Das Volk mit dem Führungsanspruch im großasiatischen Raum. Die Garde ehrt ihre Toten. Der ehrfürchtige Kult der gefallenen Helden ist für den Japaner nicht symbolische Handlung, sondern unmittelbare Wirklichkeit. Der Geist der Toten teilt sich den Lebenden mit. Auf dieser Überzeugung beruht der Todesmut japanischen Soldatentums, beruht der gläubige Heroismus des ganzen Volkes



sich selbst in die Luft sprengen. Der Plan wurde durchgeführt, aber ohne Erfolg. Die Russen bemerkten vorzeitig die heranahenden Schwimmer mit ihren todbringenden Geschossen, und so kam es, daß nicht einer der kühnen Männer sein eigentliches Ziel lebend erreichte.

Auch in dem gegenwärtigen Krieg der Japaner haben kühne Schwimmer ähnliche Aufträge durchgeführt. So gelang es einer Gruppe japanischer Schwimmer vor Hongkong, nachts in einem von starker Strömung durchzogenen Wasserarm zwischen Kaulun und der eigentlichen Festung elektrische Kontaktminen von ihren Zünddrähten abzulösen, andere Drähte anzuschrauben und auf diese Weise zu erreichen, daß nunmehr von einer japanischen Zentrale das ganze Minenfeld zur Explosion gebracht werden konnte.

In einem Park von Tokio steht ein Denkmal, das drei japanische Soldaten zeigt, die mit einem länglichen Gegenstand vorstürmen. Das sind die Bombenträger von Schanghai. Diese drei Pioniere meldeten sich freiwillig, als beim Kampf um Schanghai im Jahre 1934 eine chinesische Stellung nicht zu erobern war, weil starke Drahtverhaue den Weg der Japaner verriegelt hatten. Sie liefen im tollsten Kugelregen mit einer sechs Meter langen Sprengröhre aus Metall in das Drahtverhau hinein. Vorher war die Zündschnur angezündet, und die Männer wußten genau, daß nach genau einer Minute die Röhre explodieren würde. Keiner ließ sie los, als diese Zeit erreicht war. Sie



Japanische Truppen in China. Bombengeschwader auf dem Wege nach Chungking

sprangen mit dem Sprengkörper mitten in das feindliche Verhau. Die Bombe detonierte, die kühnen Träger wurden in Atome zerrissen, aber der Weg für die nachstürmenden Kameraden war frei. Im Verhau war die entscheidende Bresche gerissen.

Haben jene Flieger anders gehandelt, die Anfang Dezember 1941 den ersten Großangriff auf Pearl Harbour flogen? „Keiner von uns", so berichtet ein japanischer Offizier, der an diesem Flug teilnahm, „wußte, ob er wiederkehren würde. Er konnte eigentlich nicht damit rechnen, denn der Flugzeugträger war in der Weite des Ozeans nicht wiederzufinden. Die Wolkenschicht war so tief, der Orkan so stark, daß es so gut wie unmöglich war, das Mutterschiff nach Erfüllung des Auftrags wiederzufinden. Und keiner von uns hatte aber Benzin, um etwa eine Insel oder gar das Festland zu erreichen!" Dennoch haben fast alle diese kühnen Flieger den Flugzeugträger wiedergefunden, weil das Wetter unvorhergesehen aufklarte.

Als Englands stolze Schlachtschiffe „Prince of Wales" und „Repulse" vor Kuantan von den japanischen Torpedofliegern angegriffen wurden, lösten die Flieger ihre verderbenbringenden Geschosse meist erst 30 Meter vor der Bordwand des feindlichen Schiffes aus, um ganz sicher zu gehen, daß die Torpedos auch trafen. Manchen aber genügte auch das noch nicht. In der ungeheuren Verbissenheit und der berauschenden Wucht des Angriffs rasten sie mit ihrem Flugzeug und den zwei Torpedos in die stählerne Bordwand der massigen Schlachtschiffe hinein. Gewaltige Explosionen zerrissen die dicksten Stahlwände, denn auf einen solchen Feind waren selbst die klugen englischen Schiffskonstrukteure nicht vorbereitet. „Wie eine lodernde Fackel verbrannten diese Maschinen in der Bordwand, die sie zerrissen hatten", sagte ein Teilnehmer an diesem Angriff. „Wir, die wir schon unsere Geschosse angebracht hatten und uns über diesem Kampfplatz auf dem Rückflug befanden, standen in den Maschinen auf und grüßten stumm und ergriffen unsere Kameraden, die wir einst wiedersehen werden, wenn auch von uns das Wohl des Volkes ein gleiches Handeln verlangt hat!" Als nämlich der japanische Oberbefehlshaber die Flieger zu dem Angriff auf die beiden englischen Schiffe entließ, da waren seine Worte: „Ihr habt eine Aufgabe erhalten, wie sie einmal in Jahrtausenden einem Menschen gestellt wird. Auf Wiedersehen im Yasukuni-Schrein!"

Der Yasukuni-Schrein in Tokio ist ein Ahnenkultplatz, zu dem die Asche der gefallenen Helden gebracht wird.

-SCHREIN



Schnappschüsse von der japanischen Front. Mit Trompetenschall und aufgepflanztem Bajonett wird der Morgen begrüßt

Durch ihren Tod für das Vaterland können die gefallenen Helden, nach dem Glauben der Japaner, Götter werden. Der Tenno spricht als Nachkomme der Sonnengöttin selbst aus, wessen Sterben so heldenhaft war, daß er nunmehr als Gott verehrt werden soll.
Wer aber nicht in den Yasukuni-Schrein aufgenommen wird, und das können naturgemäß nicht alle Gefallenen, der wird in stillen Gedenkfeiern von Freunden und seiner Familie geehrt. Seine Asche ist von einem Kameraden in einem von weißem Leinen umzogenen Kästchen nach Hause gebracht worden. Oft hat ein Kamerad die Asche über Wochen und Monate Tag und Nacht auf der Brust bei sich getragen, ehe er Gelegenheit findet, sie den Angehörigen in der Heimat zu überbringen.
Wenn so ein Soldat mit den Überresten eines Gefallenen in Tokio ankommt, schweigt selbst im Trubel des Großstadtverkehrs jede Unterhaltung. Jedermann verbeugt sich stumm vor dem kleinen weißen Kästchen. Im Zuge setzt sich niemand zu dem Soldaten, der das Aschenkästchen (das „Einrei") auf der Brust trägt. Jedermann macht ihm stumm Platz auf dem Bahnsteig. Durch eine breite Gasse entblößter Häupter findet der Gefallene den Weg zurück in die Heimat, für die er ausgezogen und gefallen ist.

Dr. Hans Steen

Major Julius Buckler:

3. Fortsetzung

ERNST UDET

ein deutscher Flieger

Obwohl der Udet-Flugzeugbau Ernst Udets Namen trug, war seine Tätigkeit dort nicht immer eitel Freude. Nicht nur, daß die Schikanierungen seitens der Ententekommission einander fast ununterbrochen folgten, es gab auch in persönlicher Beziehung manche Demütigung. Innerlich kochend vor ohnmächtiger Wut, nahm sie Udet äußerlich still hin, um der Sache, seiner Fliegerei zu dienen.
„Mit Schaudern", erzählte mir Udet im Jahre 1926 auf dem Flugtag in Mannheim, auf dem er sowohl als auch ich auftrat, „denke ich an das Flugmeeting um den Wilbur-Cup in Buenos Aires zurück." Das war die erste internationale Veranstaltung nach dem unglücklichen November 1918 und nach der unter dem Druck des deutschen Volkes erzwungenen, wenigstens teilweisen Aufhebung der beleidigenden Bestimmungen des Versailler Vertrages über den Flugzeugbau, an der Deutschland teilnahm. Freilich war die äußere Voraussetzung für eine erfolgreiche Teilnahme auf derartigen Konkurrenzen die denkbar schlechteste. Die Ausländer, die bei ihrem Bau keinerlei einengenden Bestimmungen unterlagen, konnten in großen, starken, mit dem für die damalige Zeit fortschrittlichsten Einrichtungen versehenen Flugzeugen antreten, während Deutschland nur Flugzeugmotore bis höchstens 100 PS bauen durfte.
Aber das focht einen so fanatischen Ikarusjünger wie Ernst Udet nicht an. Er ging für den Udet-Flugzeugbau nach Buenos Aires. Ging um Deutschlands willen. Um vor der Öffentlichkeit so laut wie möglich zu betonen: Damit du es weißt, Welt, wir sind auch noch da. Ihr habt uns zwar Fesseln an Hände und Füße gelegt, aber wir rütteln an diesen Ketten. Ihr werdet den Gedanken an fliegerische Geltung im deutschen Volke nicht totschlagen. Die toten Kameraden, die an den Fronten einer halben Welt begraben liegen, insbesondere die deutschen Fliegerhelden des Weltkrieges, sollen nicht umsonst gestorben sein. Um ihretwillen müssen wir es wagen. Und um ihretwillen und um der Wiedereroberung des deutschen Einflusses auf dem Gebiet fliegerischer Weltgeltung willen nahm Ernst Udet auch hier in Buenos Aires eine persönliche Behandlung hin, die er sonst unmöglich ertragen hätte. Auf sein Geld pochend, ließ ihn Herr Friedrich Blixstein — zweifellos ein sehr „würdiger" Vertreter des Aero-Club Aleman in Südamerika, wenigstens für das damalige Deutschland — auf Schritt und Tritt fühlen: Wir haben das Geld, und wenn du nicht nach unserer Pfeife tanzt, magst du sehen, wie du fertig wirst. Udet fraß, wie gesagt, um der Sache willen seine Wut in sich hinein und trat gegen größte Konkurrenz an. Aber er hatte nicht mit der bestechlichen jüdischen Presse gerechnet. Obwohl alle äußeren Voraussetzungen für einen Erfolg auf seiten seiner Gegner lagen, schnitt Udet auf diesem Flugmeeting mit seiner U 4 hervorragend ab. Gespannt wartete er auf die Kritik der Presse — doch die überging sein erfolgreiches Auftreten völlig. Zweifellos hatte der besagte Herr Blixstein seinen Gesinnungsgenossen einen gehörigen Tipp gegeben, um Udet noch fester in die Hand zu bekommen. Allerdings war das denn nun doch eine Rechnung ohne den Wirt. Ernst Udet brach mit diesem „deutschen" Vertreter, hungerte sich, weil er kein Geld hatte, mit dem Käse durch, den es in Argentinien in den Hotels gratis für die Gäste gibt, knüpfte dort unten neue Beziehungen an — und flog weiter.
In einem Argentinier schwedischer Herkunft fand er den Mann, der ihm hier half. Uneigennützig stellte er ihm seine materielle Hilfe zur Verfügung. Und nun ging es auf einmal mit dem fliegerischen Erfolg. Jetzt flog die U 4 auch für die Presse die beste Zeit. Zum ersten Male wieder war Deutschlands Name auf der Erfolgstaffel internationaler Flugveranstaltungen verzeichnet.
Diese Erfolge in Südamerika brachten für den Udet-Flugzeugbau einen gewaltigen äußeren Aufstieg. Der „Kolibri" wurde gebaut, der den Rhönflug-Wettbewerb 1924 gewann, und der „Flamingo", der sich schnell als Schulmaschine durchsetzte.
Aber der materielle Erfolg stieg, wie man so sagt, gewissen Leuten vom Udet-Flugzeugbau in den Kopf, und sie begannen Großflugzeuge zu bauen. Udet warnte. Trotzdem wurde der „Udet-Kondor" mit vier Motoren gebaut. Gegen Ernst Udets bessere Einsicht und gegen seinen ausdrücklichen Willen. So ging er denn aus dem Werk, das seinen Namen trug, dem er unter schwierigsten Voraussetzungen weltweite Geltung errungen hatte und durch das er seinem deutschen Volke den ihm gebührenden Ehrenplatz in den Reihen der Weltfliegerei wieder erobert hatte.
Doch ging auch Udet jetzt nicht, um etwa der Fliegerei zu entsagen. Im Gegenteil. Nun beginnt erst recht eigentlich die Zeit, in der er sich als Kämpfer für den Gedanken der Fliegerei bewährte. Jetzt begannen jene Jahre, in denen er „ums Brot flog, aber einer Idee diente". Sein Freund Angermund gab den Anstoß hierzu.
„Weißt du", sagte dieser eines Tages zu ihm, „eigentlich könntest du doch wieder solche Schauflüge machen wie damals mit Greim!" Ernst Udet überlegte lange. Er befand sich in einem Widerstreit der Gefühle. Gewiß waren zwischen dem Damals und dem Heute einige Erleichterungen im Flugzeugbau für Deutschland eingetreten und damit auch im Hinblick auf den Ausbau und die Aufmachung dieser geplanten Flugveranstaltungen. Dafür aber war eine innere Hemmung bei Udet eingetreten. In jenen ersten Tagen nach dem November 1918, in denen er seine Schauflüge zusammen mit Greim veranstaltete, flog er um den noch in Kriegsgefangenschaft schmachtenden deutschen Kameraden zu helfen, im Grunde genommen also um eines ideellen Zieles willen. Jetzt aber sollte er fliegen, um daraus einen Erwerb zu machen.
Bald aber sah Udet ein, daß über dieser verständlichen inneren Scheu die Notwendigkeit stand, mit seinen Schauflügen im deutschen Volke einmal den Glauben an die deutsche Fliegerei wach zu erhalten und zum anderen in der Welt immer wieder aufs neue die Aufmerksamkeit auf dieses Deutschland zu lenken, das trotz, ja gerade wegen Versailles sich von seinem fliegerischen Ehrenplatz nicht verdrängen lassen wollte. „Gut", sagte Udet deshalb zu Angermund, „ich bin von der Partie, wenn du die Sache in die Hand nimmst."
Damit begann jene Periode fliegerischer Veranstaltungen in Deutschland, die euren Vätern und vielleicht auch noch manchem von euch, liebe Jungen, in schwacher Erinnerung ist. Flugtag folgte auf Flugtag. Eine Stadt wetteiferte mit der anderen, Udet zum Auftreten in ihren Mauern zu bewegen.
Angermund war allerdings auch der richtige Organisator für derartige Ver-

anstaltungen. Er meisterte nicht nur die dazugehörige umfangreiche Verwaltungsarbeit, er reiste auch im Lande umher als sein und Udets eigener Werbeapostel. „Mit seinen breiten Schultern", erzählt Udet von ihm, „warf er sich in die Siele, daß das Geschirr krachte."

Wenn Udet in der Stadt der jeweiligen Flugveranstaltung ankam, war alles schon aufs beste organisiert. Die Absperrungen waren da — und auch die Kassierer. Denn das war nicht das Unwesentlichste am ganzen.

Ich selbst habe mit Udet zusammen an verschiedenen Flugtagen dieser Art teilgenommen. So in Mannheim, in Frankfurt am Main usw. Das war in den Jahren 1926 und 1927. Nie werde ich vergessen, wie wir in Mannheim gegen den Franzosen Detroyat flogen. Er (Detroyat), mit dem „fliegenden Motor", wir anderen Teilnehmer mit kleinen Motoren von nicht ganz 70 PS. Das waren Schwierigkeiten äußerer Art, von denen wir alle uns heute keine Vorstellung mehr machen können. Und doch flogen wir damals wie heute so gern!

Reichhaltig, das muß man schon sagen, waren die Programme, die Udet auf seinen Flugtagen herunterflog. Er jagte Ballons, rollte Turns, drehte Loopings. Die Leute klatschten frenetisch Beifall. Im Anfang machte es Udet selbst den größten Spaß. Aber allmählich, Udet sagte das wörtlich, „wurde ich müde".

So groß auch die Erfolge dieser Flugveranstaltungen in finanzieller Hinsicht waren, so sehr sie auch dazu beitrugen, Udet die Sorge ums Brot abzunehmen, so sehr sie auch werbend wirkten für die deutsche Fliegerei, so sehr blieb bei Ernst Udet doch eine gewisse innere Not zurück, das Gefühl nämlich, die große Idee, wenn auch nur scheinbar, herabzuwürdigen, indem sie zu einem Objekt materieller Erwägungen gemacht werden mußte. „Abends", schreibt Udet, „wenn alles vorbei ist, hole ich Angermund ab. Er steht dann da wie ein Feldwebel vor der Kompanie. Die Kassierer sind angetreten, laden ihre Last an Mark und Groschen ab. Er rechnet es nach, schaufelt den Segen in einen Waschkorb hinter sich."

„Komm", sage ich, und dann gehen wir und setzen uns irgendwo hinter einen Schoppen.

Zuweilen kam es auf solchen Flugveranstaltungen auch zu den lustigsten Zwischenfällen. Als Udet in Berlin mit stehendem Propeller Sturzflüge vorführte — hieraus wurde übrigens die Idee der späteren Sturzkampfflugzeuge, unsere heute so berühmten wie gefürchteten Stukas, geboren — erklärte eine helle Berlinerin: „Siehst du, jetzt kann er nicht mehr, jetzt muß er runter." Und als er in Leipzig ungefähr das Gegenteil tat, nämlich seine Loopings dicht über dem Boden drehte, meinte ein flugbegeisterter Sachse: „So niedrig traut er sich, der soll mal ruffgehen!"

Wenn Angermund und Udet nach solchen Tagen bei ihrem Schoppen Bier saßen — wie konnte es auch anders sein! — sprachen sie vom Krieg, von jenen Tagen, die sie aus ihrem Gedächtnis nicht los werden konnten. „Ja", schreibt Udet in seinem ‚Fliegerleben', „so leben wir. Wir stehen in der Gegenwart, kämpfen ums tägliche Brot. Es ist nicht immer leicht. Ein ausgefallener Flugtag kann den Monatsetat umwerfen. Aber die Gedanken wandern zurück in die Zeit, in der es sich lohnte, ums Leben zu kämpfen."



Generaloberst Udet am Steuer einer Maschine

So flog Ernst Udet als einzelner Kunstflieger auf großen Schauveranstaltungen. Er flog in der heißen Sonne Afrikas, im wilden Trubel Amerikas und im arktischen Eise Grönlands. Immer aber war seine Fliegerei dem einen Gedanken untergeordnet: Du mußt mit dazu beitragen, im deutschen Volke den Willen zur Fliegerei wachzuhalten bis einmal wieder der Tag kommt, an dem die deutsche Fliegerei auferstehen wird, herrlicher, schöner und größer denn je. Daß dieser Tag kommen würde, daran hat Ernst Udet immer fest geglaubt.

Auch an einer Expedition, die mit Flugzeugen und Filmkamera nach Ostafrika ausgerüstet wurde, nahm Udet teil. Es würde zu weit führen, das hier in breiter Ausführlichkeit bringen zu wollen. Bezeichnend für den Menschen Ernst Udet ist aber auch hier, wie er sich selbst in der afrikanischen Steppe bewährte. Nie ließ er selbst in schwierigster Situation hier den Kopf hängen, immer war er seinen Begleitern der getreueste Kamerad. Nicht ein einziges Mal ließ er sich auf dieser Expedition, obwohl er ein leidenschaftlicher Jäger war, dazu verleiten, um seiner Freude an der Jagd willen, weidmannswidrig zu handeln. Es gibt kein Bild von Udet, das ihn auf einer „gestellten" Jagdstrecke zeigt. Und selbst der Kreatur gegenüber blieb Ernst Udet immer der fühlende Mensch.

Es kam die Zeit — auch das war noch vor 1933 — in der der deutsche Name in der internationalen Fliegerei schon wieder Klang und Rang hatte. Da wurde Udet auch nach Amerika eingeladen. Großzügig, um nicht zu sagen großmäulig, wie die Amerikaner nun einmal alles aufziehen müssen, hatten sie Ernst Udet bei seiner Ankunft in der Neuen Welt als Major ausgegeben. „Ich bin nur der schlichte Oberleutnant", entgegnete Udet bescheiden.

Auch hier in Amerika mußte Udet unter ungleichen Bedingungen zum fliegerischen Wettkampf antreten. Der „Flamingo", mit dem er in Amerika antrat, war schon acht Jahre alt, noch immer der erste Vogel seines Typs.

„Ach, wie interessant", sagten die Herren von der Presse, die als höfliche Leute den berühmten deutschen

Gast nicht beleidigen wollten. — — Wie schwer Udets Aufgabe, hier in Amerika zu bestehen, war, mögen am besten seine eigenen Zeilen künden:

„Ich bleibe eine Weile auf dem Flugplatz, sehe dem Training der anderen zu. Schneidige Burschen! Mit ihren schweren, starkpferdigen Maschinen sausen sie wie Granaten in der Luft herum. Wird schwer sein, sich gegen diese Konkurrenz zu behaupten, denke ich. Mein Spatz mit seinen 100 PS muß gegen Falken fliegen.

Über mir das Sausen einer Rennmaschine. Sie umrundet den Pylon. Im gleichen Moment zischt eine weiße Benzinfahne auf, dunkler Rauch quillt hinterher. Der Apparat brennt.

Blitzschnell reagiert der Flieger, wirft die Maschine auf den Rücken, zieht nach oben, läßt sich herausfallen. In Kirchturmshöhe öffnet sich sein Fallschirm, kaum 50 m von mir entfernt kommt er zu Boden.

Ich laufe hin. Er steht da, klopft sich seine braune Manchesterhose ab. Mechaniker kommen übers Feld. „Ist ein Unglück geschehen", frage ich den Flieger. „Alles in Ordnung", antwortet dieser und zündet sich eine Zigarette an. Ich beobachte ihn genau. Seine Hand, die das Streichholz hält, zittert keinen Augenblick. Unglaublich schneidige Burschen, diese Amerikaner."

Ob je ein Amerikaner mit soviel Hochachtung auch von einem deutschen Flieger schreiben könnte?

Doch hören wir Udet weiter:

„Im Hotel sehe ich die Meldeliste ein. Der Engländer Atcherley ist da. Der Pole Orlinsky, der Italiener de Bernhardi. Die besten Männer, die besten Maschinen. Und ich soll Deutschland vertreten mit einem 100-PS-Flamingo? Mehr Pferdekräfte erlaubt der Friedensvertrag unseren Motoren nicht. Ich schlafe schlecht die nächsten Nächte. Als einzelner zu verlieren ist leicht. Man kämpft, gibt sein Bestes. Sieg oder Niederlage stehen nicht in der eigenen Hand. Aber für das Vaterland zu verlieren, ist bitter. Mein „Flamingo" wird eine Art Berühmtheit in Cleveland. So wie ein Mann, der in Cut und gelben Schuhen zu einem Festbankett geht.

Und dann sind die amerikanischen nationalen Flugtage da. Es ist ein strahlender Tag. Wir Flieger des ausländischen Teams werden in Wagen abgeholt, jeder für sich, und begleitet vom Sirenengeheul der polizeilichen Motorradeskorte hinausgefahren.

Himmel und Menschen. Aus Cleveland, aus Chikago, aus Neuyork, überall hergekommen. Mit Bahn, mit Auto, mit Flugzeugen.

Um 9 Uhr beginnt es und dauert bis in die sinkende Nacht. Dann Feuerwerk. Am nächsten Tage geht es weiter. Eine Woche lang, jeden Tag.

Die Kämpfe beginnen. Eine Programmnummer nach der anderen in lückenloser Folge. Aufheulend sausen die schweren Maschinen im Sturzflug aus der Luft herunter. Ein Looping über den Köpfen der Menge, senkrecht schrauben sie sich in den Himmel hinauf.

Die Armeeflieger. Wie ein Hornissenschwarm brausen sie heran. Die Menge schreit auf. Dreißig Fallschirme öffnen sich, schweben wie eine große weiße Wolke zur Erde hinab. „Major Udet, Germany!" dröhnt der Lautsprecher übers Feld, während ich in die Kiste klettere.

Dann beginne ich zu arbeiten. Mein Programm habe ich mir vorher genau zurechtgelegt. Es ist klar, ich kann mit den starken Maschinen der anderen nicht konkurrieren. Sie steigen schneller, rollen wendiger, drehen ihre Loopings und Turns in einem Tempo, bei dem der „Flamingo" den Atem verlieren würde.

So habe ich mich auf langsames Fliegen eingestellt, dicht am Boden des Rollfeldes — Parterreakrobatik des Flugsportes.

Ich fliege auf dem Rücken, dicht an der Erde. (Fortsetzung folgt)

MANFRED FREIHERR VON RICHTHOFEN

Dem „roten" Kampfflieger zum Gedächtnis

Von Julius Buckler, Major der Luftwaffe d. R.

Am 21. April jährt sich zum 24. Male der Tag, an dem eine Trauerkunde wie selten eine ganz Deutschland erschütterte, der Tag, der fortan zum steten Gedenktag deutschen Opfermutes schlechthin und zum stolzen Bekenntnis einer gläubigen deutschen Jugend insbesondere wurde.

An diesem Tage kehrte Richthofen vom Feindflug nicht zurück. Vor ihm schon waren Immelmann gegangen und Boelcke. Die beiden, die mit ihm zusammen den Inbegriff des deutschen Weltkriegsfliegers, des siegreichen deutschen Jagdfliegers dargestellt haben und, wie wir heute hinzufügen können, auch weiterhin darstellen.

Richthofens Leben und Werk sind auf eine knappe Formel zu bringen. Er selbst hat sein Sein und sein Wollen in zwei einfache Sätze zusammengefaßt: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk" und „Rangehen ist alles"! Der erste Ausspruch kennzeichnet den Menschen Richthofen und der zweite seine Taten.

In keiner Sekunde seines leider so jung abgebrochenen Lebens gehörte Manfred von Richthofen sich selbst. Sein Volk war ihm alles. Nichts tat er für sich selbst, aber alles um Deutschlands willen. Bescheiden, zurückhaltend, höflich, kameradschaftlich, abhold jedweder Herausstellung selbst in der Zeit seiner einmaligen, gewaltigen Erfolge, so steht er in unserer, seiner Kameraden Erinnerung und auch in der unseres Volkes. Persönlich anspruchslos, dafür aber voll treuer Fürsorge für die anderen. Er hatte die nicht immer leichte Form gefunden, den Vorgesetzten und den Kameraden auf der richtigen Ebene zu vereinigen.

Oswald Boelcke hatte schon das richtige Gefühl, als er für den Fall seines Ablebens als einzigen möglichen Nachfolger des von ihm zusammengestellten Geschwaders Richthofen benannte, obwohl dieser damals auch unter den Weltkriegsfliegern noch ein Unbekannter war. Und er hat sein Erbe wahrhaftig keinem Unwürdigen übergeben.

Wen die Götter liebhaben, nehmen sie im Glanze der Jugend zu sich. Wenn auf irgend jemand, trifft das auf Richthofen zu. Wohl ist er an jenem 21. April 1918 gefallen, aber indem er fiel, begann er zugleich ewig für Deutschland zu leben.

Es ist das Versöhnende an Richthofens Geschick, daß er vom Feinde unbesiegt von uns gegangen ist. Der Anwärter auf Feindseite waren wohl genug, die sich in den Ruhm teilen wollten, Richthofen abgeschossen zu haben, ein Umstand, der um so weniger verwunderlich ist, als die krämernden Engländer sogar eine Kopfprämie auf ihn ausgesetzt hatten; historische Wahrheit aber ist, daß ihn keiner bezwang.

Richthofen hat niemals an sich selbst gedacht. Für sein privates Leben hatte er nichts weiter übrig als das, was, wie Ernst Udet von ihm gesagt hat, notwendig war, um „diese Maschine von Fleisch und Bein in Gang zu halten". Alles andere Sinnen und Trachten galt uns, seinen Kameraden und unserem Volke.

Hohe und höchste Stellen, der Kaiser selbst, wollten ihm das Fliegen verbieten, um ihn dem Vaterlande zu erhalten und wohl auch um seine unschätzbaren Erfahrungen allen Fliegern zuteil werden zu lassen. Es war umsonst. Richthofen fand immer wieder Mittel und Wege, um sich gleichsam an die Front zu stehlen.

Und wie ritterlich war dieser Mann! Nichts ist bezeichnender für ihn als die Tatsache, daß er jenen Engländer, den er kampfunfähig gemacht hatte und zu Boden drückte und der, als Richthofen von ihm abließ, die Gelegenheit benutzen wollte, ihn heimtückisch abzuschießen, nicht etwa verdammte, sondern entschuldigte. Sogar gegenüber seinen Kameraden, die auf das für einen deutschen Soldaten einfach Unverständliche einer solchen Handlungsweise hinwiesen und ihren Kommandeur um seiner selbst willen dringend darum baten, in Zukunft mit dieser Falschheit englischer Krämerseelen zu rechnen.

Gewiß! An jedem Tage, an dem sich der Tod Richthofens aufs neue jährt, drängt sich uns ein Gefühl der Trauer auf, und doch sind wir an diesem Tage auch wiederum so stolz auf ihn. Niemals hatten wir mehr Grund zu diesem Stolz als heute.

Denn Richthofen ist nicht umsonst gestorben. Sein Werk lebt und er in ihm. All jene Fliegerkameraden, die heute auf den Kriegsschauplätzen im hohen Norden, im weiten Osten, im fernen Süden, vor allem aber im Westen gegen England kämpfen, führen die Aufgabe fort, die endgültig zu lösen ihm und seinen Kameraden im Weltkriege nicht möglich war: dem deutschen Volke Freiheit und Lebensraum zu erkämpfen und zu sichern.

Das Jagdgeschwader Richthofen, das heute ein Bestandteil der neuen deutschen Luftwaffe ist, stellt nicht nur eine Ehrung des toten Helden dar, es ist zugleich auch eine Verpflichtung. „Rangehen ist alles!"

Norwegische Jugend im Aufbruch

Jugend der „Nasjonal Samling" übernimmt die totale Führung und Erziehung der norwegischen Jugend

Es hat einen tiefen Sinn, daß Ministerpräsident Quisling in einem seiner ersten Gesetze die Jugenddienstpflicht aller norwegischen Jungen und Mädel vom 10. bis 18. Lebensjahr festlegte. Die Jugendbewegung der „Nasjonal Samling", Nasjonal Samlings Ungdomsfylking (NSUF.), gewährleistet nunmehr eine nationalsozialistische Erziehung aller Jugendlichen Norwegens. Sie wurde durch diesen Auftrag belohnt für ihre bisherige rastlose Arbeit, für ihren unermüdlichen Eifer und ihren großen Idealismus. Das Vertrauen Quislings wird diese Jugend nun befähigen, ihre bedeutungsvollen Aufgaben zu erfüllen als Garant für ein freies, starkes Norwegen im großgermanischen Raum. Die Jugend hat den Weg zu Quisling und seiner Bewegung sehr schnell gefunden und geht mit frohem Schwung an die großen Zukunftsaufgaben heran.

Wir von der Hitler-Jugend haben besonders seit dem vergangenen Jahr ein vorbildliches kameradschaftliches Verhältnis zu dieser norwegischen NS.-Jugend gepflegt. Deutsche Jungen und Mädel waren in Norwegen zu Gast, und die jungen Norweger nahmen an vielen Veranstaltungen der Hitler-Jugend im Reich teil. Wer diese Jungen und Mädel in ihren schmucken dunklen Uniformen mit dem gelben Sonnenkreuz auf der grünen Armbinde sehen und sich mit ihnen unterhalten konnte, der spürte immer wieder, daß diese Jugend ein frischer Geist beseelt, daß sie in ihrem Glauben und in ihrer Tat bester Kamerad der Hitler-Jugend ist.

Die NS.-Jugend Norwegens wurde 1933 vom jetzigen Generalsekretär der Nasjonal Samling, Minister Fuglesang, gegründet. Sie trug im Anfang rein politisch-propagandistischen Charakter, dann aber wurde im Laufe der Entwicklung die allgemeine Erziehung des jungen Menschen zur Hauptaufgabe. So erwuchs auch hier im Norden eine nationalsozialistische Jugend, deren Zahl sich gerade jetzt während des weltpolitischen Ringens sprunghaft erhöhte. Auch hier weiß die Jugend, worum es heute geht, und so marschiert sie, durch ihren idealistischen Glauben fest zusammengeschweißt, stolz und verantwortungsbewußt mit in das neue Europa.





Jeder Jugendliche, der in die NSUF. aufgenommen werden will, muß eine einmonatige Probezeit durchmachen, dann eine entsprechende Prüfung ablegen und im Laufe der Jahre nach den einzelnen Jahrgängen gestufte Leistungsabzeichen erringen. Besonders der Sport wird von der NS.-Jugend im großen Stil aktiviert werden. Politische Erziehung zum Nationalsozialisten, kulturelle Volkstumsarbeit und soziale Betreuung runden das Erziehungsprogramm ab.

Wie bei uns in Deutschland, so stellt auch hier in Norwegen die Jugenddienstpflicht hohe Anforderungen besonders an die Führung. Auch hier steht die Führerschaft teilweise im Regiment Nordland der Waffen-SS oder in der norwegischen Legion. Aber Schwierigkeiten machen hart, und diese Härte wird das Gesicht auch der nationalen norwegischen Jugend prägen.

Die Gliederung dieser NS.-Jugend läßt sich in etwa mit der Hitler-Jugend vergleichen. Die männliche Jugend gliedert sich in Unghird (=HJ.) und Guttehird (=DJ.), die weibliche Jugend in Jentehird (=BDM.) und Smaahird (=JM.). Zwölf Jugendliche bilden ein Lag (=Kameradschaft), drei Lag sind ein Tropp (=Schar), drei Tropper ein Sveit (=Gefolgschaft), drei Sveiter ein Fylking (=Stamm), drei bis fünf Fylking ein Regiment (=Bann), und die Regimenter eines politischen Gaues (Fylke) stellen eine Brigade (=Gebiet) dar. Der neue Organisationsplan sieht die Zusammenfassung der 20 Fylke in neun Fylkesomraade (=Obergebiet) vor. An der Spitze der norwegischen NS.-Jugend steht als norwegischer Jugendführer Minister Axel Stang, der zugleich das Departement für Arbeitsdienst und Sport leitet. Die Landesleitung verfügt ähnlich der RJF. über eine Reihe von Abteilungen für die verschiedenen Sachgebiete. Die Organisation ist so weit gefaßt, daß alle aus dem Jugenddienstgesetz erwachsenden Aufgaben gemeistert werden können. Für die Mädelführerinnen besteht in Ringsaker am Mjösasee eine Führerinnenschule, die männlichen Jugendführer werden auf der Insel Malmöya im Oslo-Fjord und in Tröndelag (für die nördlichen Bezirke) ausgebildet.

Heinz Saumsiegel, Oslo



Die kleine Sonnenuhr von Middelhagen auf der Insel Rügen benutzt außer den Stundenzahlen auch die Strahlen eines Sonnenbildes zur Zeiteinteilung

Etwas über Sonnenuhren und Sternenzeit

Kürzlich ist mir etwas Tolles passiert. Ich will — so um die Mittagszeit herum — wissen, wie spät es ist, und laufe in Berlin die Straßen entlang bis zur nächsten Normaluhr. Aber wie ich das große weiße Zifferblatt mit den zwölf schwarzen Strichen und den beiden elektrisch gesteuerten Zeigerbalken scharf ins Auge fasse, da fängt der Minutenzeiger plötzlich an auszureißen. Oder hatte er damit schon begonnen, noch bevor ich ihn „beaugenscheinigte"? Eben war es noch . . . ja aber wieso denn? jetzt ist es schon 3; und nach kurzer Zeit — der Stundenzeiger macht den Scherz natürlich mit — war's 6 Uhr, 9 Uhr, 11 Uhr, und es hätte danach eigentlich schon längst dunkel und ich im Bett sein müssen.

Wenn so eine moderne elektrische Uhr mal einen Knax kriegt, dann macht sie's also anscheinend anders als die Federwerkuhren: statt stehenzubleiben, läuft sie davon . . . Mit diesem Gedanken beschäftigt, strecke ich den linken Arm winklig nach vorn und gucke auf meine Armbandu . . ., wollte sagen Armbanduhr, ohne daran zu denken, daß ich ja nur deshalb zur elektrischen Normaluhr meine Zuflucht genommen hatte, weil ich meine Armb . . . — ach, ich darf gar nicht daran denken! — weil ich meine Armbanduhr gestern abend mit in die Badewanne genommen und es erst gemerkt hatte, als ich sie gerade einseifen wollte. Das Badewasser war ihr schlecht bekommen. Sie blieb stehen. Und der Uhrmacher, zu dem ich sie brachte, ruzelte die Stirn und meinte, dann hätte ich mir eben damals von meinem ersten selbstverdienten Geld lieber eine wasserdichte kaufen sollen, wenn ich damit Unterseeboot spielen wollte.

Na, der Mensch muß sich zu helfen wissen. Im Berliner Hindenburgpark, in dessen Nähe ich mich befand, steht seit dem Jahre 1936 eine schöne neuzeitliche — Sonnenuhr, und der Spruch, den sie an ihrem Sockel trägt, hatte mir schon oft, wenn ich dort mal vorbeigekommen war, Spaß gemacht:

Sie sagt nicht tick, sie sagt nicht tack,
Hat keene Jlocke, hat keenen Schlag;
Wenn die Sonne scheint, denn jeht se,
Und wenn't rejnet, denn steht se!

Da die Mittagssonne freundlich strahlte, konnte mir also nichts mehr passieren. Und so las ich denn „freudestrahlend" von der Sonnenuhr die zuverlässige Zeit ab: der Schatten des Zeigers stand genau auf 12. Ich brauchte mich also nicht abzuhetzen, wenn ich um ½1 pünktlich zum Mittagessen zu Hause sein wollte. — So verzichtete ich auf Autobus, Untergrundbahn, Schnellbahn oder elektrische Straßenbahn und schlenderte gemütlich durch den ganzen Hindenburgpark, was bei dem prächtigen Wetter wirklich ein Genuß war!

Als ich dann aber zu Hause ankam, empfingen mich längliche Gesichter. Man wartete mit dem Essen, und Rudi behauptete, ihm hinge der Magen schon fast bis auf die Knie hinunter. Denn ich kam ziemlich genau — eine Stunde zu spät! Und das, weil ich mich nach der unfehlbaren Sonnenzeit einer Sonnenuhr gerichtet hatte! Ich hatte nämlich vergessen, daß wir ja unsere normalen Uhren jetzt nach der sogenannten „Sommerzeit" laufen lassen, d. h. eine Stunde vorgestellt haben. Aber abgesehen von der „Sommerzeit" ist es mit der „Sonnenzeit", die eine Sonnenuhr zeigt, sowieso eine etwas unsichere Geschichte. Wenn man wirklich ganz haargenaue Zeit haben will, dann stellt sich heraus, daß unsere liebe Sonne für die Zeitmessung ungeeignet ist. Sie läuft nämlich ungleichmäßig! Da die Bahn der Erde um die Sonne kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, durchläuft die Erde auf ihrer Bahn um das Tagesgestirn zu verschiedenen Zeiten verschieden große Strecken, so daß also die einzelnen „Tageslängen", d. h. die Zeitstrecke zwischen Mitternacht und Mitternacht, verschieden sind! Wir müßten somit eine ganz genau gehende Uhr, wenn wir ihre Zeitmessung nach der Sonne regeln wollten, dauernd verändern . . . Daß daher eine Sonnenuhr auch unabhängig davon, ob wir nach „Sommerzeit" rechnen oder nicht, ungenau „geht", wird schon nach diesen kurzen Andeutungen einleuchten, wozu noch bemerkt sei, daß in Wirklichkeit die Geschichte mit der Sonnenzeit noch viel verzwickter ist. Ja, aber um alles in der Welt! Wonach soll man sich denn dann überhaupt richten, wonach soll man seine Uhr einstellen, wenn man die Gewißheit haben will, daß die Uhr, die man benutzt, richtig geht? Nur keine Bange: es gibt genaue Zeit!

Sie wird auf der Sternwarte „gemacht". Dort sitzt, in einem besonderen Gebäude, ein Mann an einem Fernrohr,



Im Potsdamer Park steht diese schöne Sonnenuhr aus dem Jahre 1740, in welchem Friedrich der Große seine Regierung antrat. Bei ihr sind die in Stein gehauenen Anfangsbuchstaben sowohl als auch die Zacken des Sternes und die sonstigen Hohlformen des Steines so eingerichtet, daß sie mit den Schatten ihrer Ecken und Kanten in vielfältiger Weise die Zeit auf den überall wiederkehrenden Stundeneinteilungen anzeigen

Die Sonnenuhr der alten Ägypter, ein Obelisk. An dem Schatten, den ein Obelisk warf, konnte man wenigstens ungefähr die Tageszeit „messen". Man verabredete sich also in Ägypten für den Zeitpunkt, wenn der Schatten des Obelisken soundso viel Fuß lang war



Auf der alten Sonnenuhr von Mittenwald in Oberbayern ist es, wie man an dem Schatten des „Zeigers“ deutlich erkennen kann, kurz vor elf Uhr vormittags

und das Zifferblatt, von dem er mit diesem Instrument die genaue Zeit abliest, ist der nächtliche Sternenhimmel. Das Fernrohr ist so aufgebaut, daß es haargenau nach Süden blickt, nämlich an denjenigen Ort des Himmels, wo Sonne, Mond und Sterne bei ihrer täglichen Wanderung rings um den Himmel ihren höchsten Stand über dem Horizont erreichen. Ein hauchdünner Spinnfaden mitten im Gesichtsfeld des Instrumentes zeigt die Nord-Süd-Linie des Himmels an, den sogenannten Meridian.
Daß sich „der Himmel" in 24 Stunden einmal an dem Gesichtsfeld des Fernrohrs vorbeibewegt, ist natürlich nur scheinbar der Fall. In Wirklichkeit kommt diese Himmelsbewegung daher, daß w i r, d. h. die Erde, uns in 24 Stunden einmal um unsere Achse drehen. Doch das nur nebenbei, der Vollständigkeit halber für solche, die es noch nicht wissen sollten.
Stellen wir uns nun einmal folgendes vor: Jetzt, genau in diesem Augenblick, wandert einer der hellen Fixsterne durch den Meridian, d. h. erreicht die höchste Stelle seiner scheinbaren Bahn um die Erde. Dann verschwindet sein leuchtendes Bild einen winzigen Augenblick lang hinter dem dünnen Spinnfädchen im Gesichtsfeld des Fernrohres. Dieser Vorgang aber löst im Rahmen einer sinnreichen Konstruktion ein elektrisches Signal aus, das es dem Beobachter ermöglicht, bis auf eine hundertstel Sekunde genau festzustellen, wann, zu welcher Zeit, der Durchgang des Fixsternes durch den Meridian stattgefunden hat. Am nächsten Abend, wenn sich die Erde wieder einmal um ihre Achse gedreht hat, muß sich der gleiche Vorgang wiederholen: der betreffende Stern erreicht wieder seine größte Höhe über dem Horizont, steht also wieder im Meridian und verschwindet in diesem Augenblick hinter dem Faden im Gesichtsfeld des Sternwartenfernrohres. Und wieder wird das elektrische Signal ausgelöst, und der Beobachter hält den Augenblick fest. Wenn er nun die auf diese Weise gemessene, auf winzige Bruchteile einer Sekunde genau bestimmte Länge des abgelaufenen Tages, die Zeit also zwischen der gestrigen und der heutigen „Messung", mit der Sternwartenuhr (die ein besonderes Wunderwerk an Genauigkeit ist!) vergleicht, so kann er sofort feststellen, ob diese Uhr seit der Messung vor 24 Stunden etwa eine Abweichung anzeigt.
Nach der Sternenzeit also können unsere mechanischen Normaluhren stets haargenau reguliert werden. Die Sonnenuhren dagegen, die man ja nicht „stellen" kann, müssen sich mit der Sonnenzeit begnügen; und sie tun das auch gern. Denn sie stammen ja aus einer Zeit, in der es noch keine mechanischen Uhren und auch noch keine Sekundenhetzerei gab. Die alten Sonnenuhren sind daher, auch wenn wir uns heute nicht mehr nach ihnen richten, für uns ehrwürdige Zeugen aus der Frühzeit der Menschheitsgeschichte.

Hans Knothe



Auch der berühmte mexikanische Kalenderstein des Kaisers Montezuma war eine Art Sonnenuhr. Darauf deutet im Mittelstück das Bild des Sonnengottes, des Regierers der Zeit, hin

Der patentierte Osterhase

Der patentierte Osterhase sowie einiges Wissenswerte über das Eierlegen und anderes

„Beim Loslassen geht der Hasenkörper wieder in die Stellung der Figur 7 empor, wobei das Klinkenende des Absperrhebels in die Lücke zwischen dem letzten und dem vorletzten Ei eintritt und das gelegte Ei sichtbar wird. Dieser Vorgang hat, da der gesamte zu seiner Herbeiführung dienende Mechanismus dauernd verdeckt bleibt, etwas besonders Märchenhaftes an sich."
Worum mag es sich bei diesem einigermaßen merkwürdigen Text handeln? Allem Anschein nach doch um einen eierlegenden Hasen, vermutlich um den märchenhaften Osterhasen. Richtig! Und sogar um einen ganz bestimmten, der die Nummer 334 339 trägt und im Jahre 1919 erfunden worden ist. Und das, was wir oben in Anführungszeichen gesetzt haben, stammt aus der Patentschrift dieser „Erfindung". Wir haben es hier also mit einem richtiggehend patentierten Osterhasen zu tun.
Wenn man aber eine Märchengestalt wie den eierlegenden Osterhasen sogar patentiert — und es gibt nicht weniger als 7 „Osterhasenpatente"! — dann muß ja schließlich etwas Besonderes hinter dem alten Volksglauben stecken, der einem Hasen geheimnisvolles Eierlegen zutraut! Nun, es steckt auch wirklich etwas sehr Ernsthaftes dahinter! Und zwar ist es nichts anderes als die Ehrfurcht vor dem Geheimnis der schöpferischen Natur, die aus einem Ei neues Leben entstehen läßt.

Wieviel Eier legen die Tiere?

Daß es da gewisse Unterschiede gibt, war den Menschen schon früher aufgefallen. So beobachtete man z. B. schon in alter Zeit — als man die Natur noch nicht so gut kannte wie heutzutage —, daß die Vögel in den warmen tropischen Gegenden im allgemeinen weniger Eier legen als die gleichen oder ähnlichen Arten bei uns in Europa. Und eines Tages glaubte man dann auch eine Erklärung hierfür gefunden zu haben. Man meinte nämlich, die geringere Eizahl der tropischen Vögel käme daher, weil im Süden der „Sommertag" kürzer ist als bei uns. Da hätten die Vogeleltern nicht soviel Zeit zum Füttern der Jungen zur Verfügung, weshalb sie, um diese wichtige Arbeit ordentlich erledigen zu können, sich eben einfach weniger Junge „zulegten"! — Nun, diese Annahme war ein Irrtum. Denn gerade in den Tropen gibt es meist so reichliche Nahrung für alle Tiere, daß auch ein paar Vogelkinder mehr nicht würden zu hungern brauchen.
Jedoch: in gewisser Weise hängt die Anzahl der Eier, die ein Tier legt, tatsächlich auch mit der Sorge um die dann auskriechende Nachkommenschaft zusammen. Es ist nämlich im allgemeinen so: Je besser einzelne Tierarten ihre Brutpflege ausgebildet haben, desto weniger Eier legen sie. Verständlicherweise! Denn eine sorgfältige Bewachung und Bebrütung der Eier und eine liebevolle Pflege der ausschlüpfenden Tierkinder schützt die Nachkommenschaft vor Gefahren. Es gehen also weniger Nachkommen zugrunde. Folglich genügt auch eine geringere Anzahl von Eiern zur Erhaltung der betreffenden Tierart. — Wo dagegen die Tiere keine Brutpflege treiben, legen sie mehr und häufig sogar ungeheuer viele Eier. Denn je mehr Eier, desto größer die Aussicht, daß das eine und das andere nicht zugrunde geht und daß eine neue Generation entsteht.
Schon bei unseren Vögeln haben wir gute Beispiele für diese merkwürdige Erscheinung. Unsere großen Raubvögel, die wenig Feinde haben, und die ihren Kindern besonders liebevolle Eltern sind, legen meist nur ein bis zwei Eier. Ein einziges Ei legt auch der in den Tropen lebende Kiwi. Ebenso sind z. B. auch die Tauben, die an besonders geschützten Stellen brüten, sehr um ihre Nachkommenschaft besorgt; sie ziehen daher meist nur zwei Junge auf, was auch bei den tropischen Kolibris der Fall ist. Ein Gelege von drei Eiern hat dann die Möwe. — Schon der an der Erde brütende Kiebitz muß vier Eier legen, um trotz der seinem Gelege drohenden Gefahren seine Art zu erhalten. Und so geht es fort: Unsere kleinen Singvögel legen im allgemeinen fünf Eier, Spechte meistens sechs, die Meisen sogar neun, zehn oder gar zwölf Eier. Und der Vogel Strauß, der sich so gut wie gar nicht um sein Gelege kümmern kann, hat unter den Vögeln wohl die höchste Eierzahl: zu einem Straußengelege gehören nicht selten 30 Eier!
Einen besonders deutlichen Beweis für einen Zusammenhang zwischen Eierzahl und Brutpflege haben wir bei den Fröschen. Während z. B. der Grasfrosch, der sich um seine Brut nicht kümmert, bis zu 4000 Eiern im Jahr legt, legen gewisse südamerikanische Baumfrösche „nur" 100, ja sogar nur 25 Eier. Diese sorgen nämlich auf geradezu rührende

Weise für ihre Brut: so gibt es eine Art, die ihre Eier in einer Rückentasche (also in einem „Rucksack") so lange spazierenträgt, bis die Jungen ausschlüpfen. — Auch die brutpflegenden Schnecken der Tropen legen nur verhältnismäßig wenige Eier. Da ist z. B. eine Sorte, die erst einmal ein Pflanzenblatt zu einer Düte zusammenklebt, in die sie dann ihre wenigen Eier hineinlegt. Damit diese jedoch frische Luft bekommen, frißt die Schneckenmutter schließlich noch ein Fenster in die Eierdüte, das sie mit einem Schleimhäutchen — einer Art Gazefenster — überzieht.
Wenn Tiere aber in „Staaten" zusammenleben, wie z. B. einige Ameisen- und Bienenarten, dann kommt es zu einer merkwürdigen „Ausnahme" von der oben aufgestellten Regel. Die staatenbildenden Insekten treiben ja eine besonders sorgsame Brutpflege. Da das Eierlegen hier aber lediglich der Königin vorbehalten ist, muß diese oft gewaltige Mengen von Eiern erzeugen, nicht selten viele Tausende! So kann z. B. eine Bienenkönigin in 24 Stunden bis zu 3000 Eiern legen! — Jedoch: das ist noch gar nichts gegen manche im Wasser lebende Tiere, die ihre Eier diesem unsicheren und von hungrigen Feinden erfüllten Element anvertrauen müssen. So legen bekanntlich viele Fische besonders große Eimengen ab. In dem Gelege eines einzigen Langustenweibchens hat man einmal rund 100 000 Eier festgestellt. — Die Erzeugung des Seeigels aber übertrifft selbst diese Leistung noch gewaltig: er legt bis zu 20 Millionen Eier!

Eier sollen fliegen lernen

Daß auch in der Vorgeschichte der Luftfahrt einmal Eier eine Rolle gespielt haben, ist wenig bekannt. Im Jahre 1650 schlug ein gewisser Lauretus Lauro vor, man solle Hühnereier ausblasen, mit Morgentau füllen, die Einfüllöffnung sauber verschließen und die Eier dann in die Sonne legen. Lauro ging bei diesem Vorschlag von der ganz richtigen Beobachtung aus, daß sich der Tau des Morgens infolge der Sonnenwärme verflüchtigt, das heißt verdunstet und also in die Luft emporsteigt. Er glaubte, daß dieser Morgentau irgendwie eine geheimnisvolle Flüssigkeit sei, der die besondere Fähigkeit zu fliegen innewohne. Und so war er denn der festen Überzeugung, daß die mit Morgentau gefüllten Eierschalen, sobald sie von der Sonne erwärmt würden, in die Luft emporfliegen könnten, und daß damit wenigstens ein kleiner Anfang gemacht und zum mindesten bewiesen sei, daß nicht bloß die Vögel und Insekten zu fliegen vermögen.
Etwa 100 Jahre später, im Jahre 1755, kam dann ein Mann namens Père Galien auf einen ähnlichen, wenn auch noch bedeutend kühneren Gedanken: Nicht der Morgentau, sondern dünne Hochgebirgsluft sollte als „Füllung" benutzt werden. Und da fliegende Hühnereierschalen doch zu nichts nütze sind, kam Père Galien auf die Idee, man solle riesige Säcke aus Leinwand oder Baumwolle auf die höchsten Berge der Alpen schaffen, dort mit der dünnen (und darum leichteren) Höhenluft vollstopfen und dann wieder zu Tal befördern. Galien glaubte allen Ernstes, daß man aus solchen Luftsäcken ein Luftschiff herstellen könnte, das in der Lage sei, die Einwohner einer ganzen Stadt mit sich in die Luft emporzutragen!

Das Weltenei

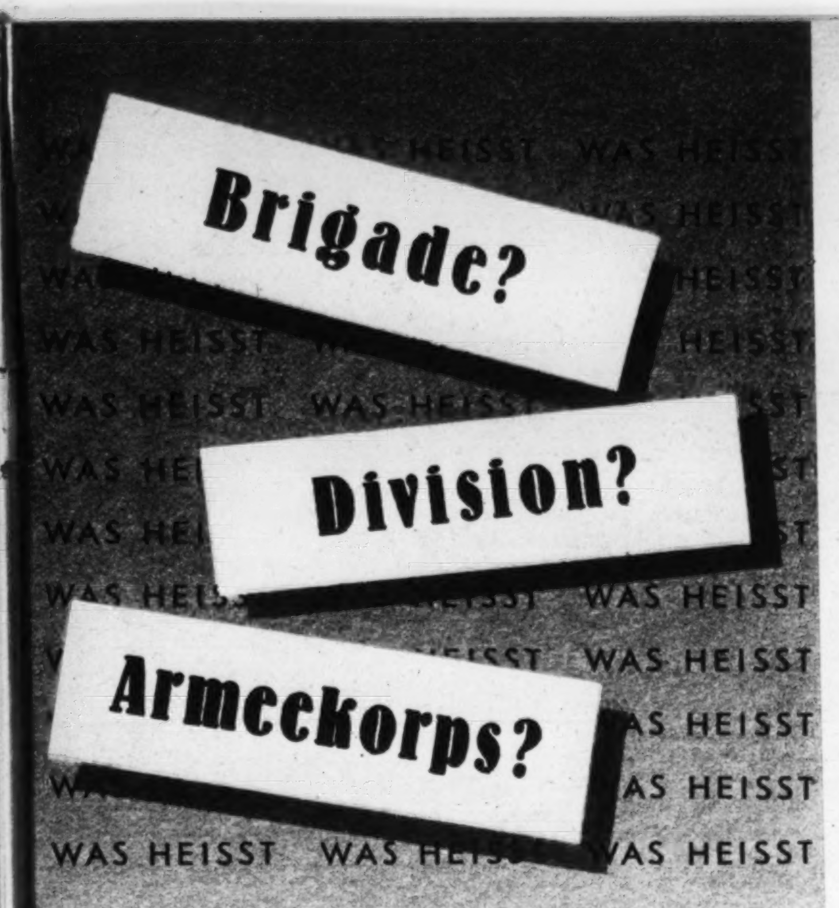
Aber nun sind wir doch fast schon zu weit von den Ostereiern abgekommen. Daß das Ei als Träger neuen Lebens gut zu der Zeit um Ostern paßt, wo draußen die Natur wieder zu neuem Leben erwacht, wer wollte das leugnen! Und so sahen wohl unsere Vorfahren ehedem in dem Brauch, Ostereier zu verstecken und dann suchen zu lassen, so etwas wie eine symbolische Handlung, mit der man das neu erwachende Leben, die Geburt des Frühlings aus der Winternacht, versinnbildlichte. Und wenn wir nach ähnlichen Bräuchen oder Vorstellungen in der übrigen Welt Ausschau halten, so finden wir auch da vielerorts das Ei als Sinnbild für die Entstehung des Lebens, ja der Welt schlechthin.

(Fortsetzung Seite 22)



Sprachen wir im vorigen Heft der „Jungen Welt" von den Benennungen und vom Ursprung der verschiedenen Waffengattungen, so soll im folgenden die Herkunft der Truppenverbands-Bezeichnungen erklärt werden.

Als die kleinste geschlossene Einheit der Infanterie mit einer gewissen Ausschlagsmöglichkeit für den Kampf sehen wir da die Kompagnie (jetzt „Kompanie" geschrieben). Das Wort dürfte zuallererst zurückzuführen sein auf das im frühen Mittelalter gebräuchliche Wort „companio" = Brotgenosse (gebildet aus dem lateinischen cum = mit und panis = Brot), bzw. aus „companium" = die Brotgemeinschaft oder Tischgenossenschaft. Worauf das Wort im 13. Jahrhundert etwa zunächst von den Franzosen und kurz danach auch von den Italienern als „compagnie" bzw. „compagnia" übernommen wird, und zwar als Bezeichnung eines Heereskörpers von rund 200 Mann, die etwas später auch die meisten anderen Völker für die gleichen Truppeneinheiten in ihren Heeren einführen, während Deutschland erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts sein „Fähnlein" — allerdings ein etwa um das Doppelte stärkeres Kontingent — in das Wort „Kompagnie" umändert und eine Friedensstärke hierfür von 140 bis 160 Mann festsetzt, für den Krieg eine solche von 250 Mann. Taktisch gliederten sich diese Kompagnien, geführt von einem Hauptmann oder „Kapitän", in drei Züge, deren Führer wieder ein Oberleutnant und zwei Leutnants, und die weiter in „Korporalschaften" eingeteilt werden, deren Vorgesetzte gleichnamig „Korporale" heißen, d. h. Unteroffiziere sind. Die „Korporalschaft" war dabei im 17. Jahrhundert in den deutschen Heeren die einzige Unterabteilung im inneren Dienst der Kompagnie, die ursprünglich meist nur deren drei bis vier führte: „Korporalschaftsweise" wurde damals exerziert, auf Wache gegangen, und so sammelte sich auch die Truppe beim Alarm. Bis der besseren Übersichtlichkeit und Aufsicht halber diese Korporalschaften erheblich verkleinert wurden, und zwar auf 12 bis 18 Mann, eine Zahl, die auch heute noch gilt.
Das Wort „Korporal" stammt hierbei ab von dem lateinischen capo = das Haupt, es wurde darauf im Italienischen zu „caporale" = Häuptling, und im Französischen zum „caporal" — im Deutschen zum „Korporal", wo dieses Wort das gut deutsche Wort „Rottmeister" verdrängte.
Das Wort „Bataillon", die nächsthöhere Truppeneinheit, jetzt überall nur in der Fußtruppe, im 18. Jahrhundert, wo man Dragoner- und Husarenbataillone kannte, angewendet aber auch auf Reiterscharen — läßt sofort seinen französischen Ursprung erkennen, gebildet aus „la bataille" = die Schlacht. Schon im 15. Jahrhundert



spricht man in Frankreich von „Infanterie-Bataillonen", und man versteht hierunter zunächst nur die der verfeinerten Kriegskunst entsprechende Teilung der „Bataille", des großen „Schlachthaufens" des Fußvolkes, der damals in der Form des „Karrees" auftrat und der in Deutschland daher auch der „Geviert"- oder der „Gewalthaufe" hieß, in gelenkigere Glieder auf dem Schlachtfelde selbst. Der Ausdruck diente ursprünglich nur zur Bezeichnung einer Aufstellung für den Kampf. — Allmählich aber ward das „Bataillon" auch zur organischen und Verwaltungseinheit, besonders als sich die Notwendigkeit ergab, in der großen Werbeeinheit des Regiments, das aus zahlreichen — erst „Fähnlein" — dann Kompagnien bestand, ein Zwischenglied zu schaffen, das im 17. Jahrhundert je 500 bis 1000 Mann stark war. — Seit der zunehmenden Bedeutung der Feuerwaffe und dem damit bedingten Ausscheiden der „Pikeniere" wurde im 18. Jahrhundert das Bataillon dann zur taktischen Einheit der Infanterie und zu einem sorgfältig ausgebildeten Gefechtskörper der Lineartaktik, der geschlossen und einheitlich von einem Befehlshaber kommandiert wurde. — In Preußen teilte zuerst König Friedrich I. seine Infanterieregimenter in Bataillone, und unter dem Großen König bildete das preußische Bataillon bald das Muster für alle übrigen Heere. Von Wandlungen und Einzelheiten abgesehen, war das Bataillon damals rund 1000 Mann stark und gliederte sich im Gefecht in zwei Flügel. Jeder Flügel war in zwei „Divisionen" und jede Division wieder in zwei „Peletons" unterteilt. Ohne Rücksicht auf diese Gefechtsformation war das Bataillon zu Verwaltungszwecken jedoch in fünf Musketier- und eine Grenadierkompagnie eingeteilt — eine Einteilung, die erst nach dem Siebenjährigen Kriege aufgehoben wurde, um von da ab die taktische und administrative Gliederung in Übereinstimmung zu bringen.

Der Ausdruck „Regiment" dagegen bedeutete erst nicht eine Truppenabteilung, sondern man bezeichnete hiermit die Machtbefugnisse des Feldobristen, mit denen dieser von seinem „Kriegsherrn" betraut worden war. Diese Machtbefugnisse waren sehr groß und bezogen sich auf alles, was zunächst mit der einem solchen Obristen übertragenen Aufstellung eines Truppenteils zu Fuß oder zu Pferde zusammenhing, d. h. der Werbung von Offizier und Mann, dem Strafrecht, dem Besoldungswesen usw. — bis aber auch zum Recht über Leben und Tod. — Im 16. Jahrhundert ging die Bezeichnung „Regiment" dann auf eine gewisse Anzahl zusammengehöriger „Fähnlein" oder „Haufen" über, die einen „Obristen" zum Führer hatten und das — ohne den Troß — für gewöhnlich 2000 bis 3000 Mann stark war, bis hier wieder die Unterteilung in „Bataillone" einsetzte — und bei der Kavallerie in „Escadrons" (= Schwadronen).

Unter einer „Brigade" weiter versteht man in den meisten Heeren die größte, aus Truppen der gleichen Waffengattung bestehende Heeresabteilung. Der Name stammt aus dem Spanischen oder dem Italienischen: brigata = Trupp oder Abteilung, wobei die Spanier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum ersten Male ihre Infanterie in „Brigaden" zu vier „großen Bataillonen", d. h. karreeförmige Schlachthaufen von Pikenieren, umgeben von Schützen und bis zu 2000 Mann stark: eins im ersten, zwei im zweiten und eins im dritten Treffen, auftreten ließen. Eine Gliederung, die König Gustav Adolf weiter ausbaute, indem er von 1631 ab je zwei Infanterieregimenter zu einer Brigade vereinigte, und der dann der Marschall Turenne in bezug auf die Einteilung seines Fußvolkes folgte.

Die „Treffentaktik" des 18. Jahrhunderts beseitigte dann wieder die Brigade als lebendiges taktisches Glied, wie sie das ursprünglich in der Anordnung der Spanier gewesen war, und sie blieb nun insofern eine Einheit, als stets ein General sie im starren Rahmen des „Treffens" befehligte.

Auch bei der Kavallerie und bei der Feldartillerie wurden in derselben Weise Regimenter zu Brigaden vereint und überall wie bei der Infanterie als taktische Einheiten im Gefecht verwandt (siehe Todesritt bei Mars la Tour usw.).

Eine ganz feste Gestalt jedoch gewinnt „die Brigade" erst 1804 in der von Napoleon geschaffenen straffen Gliederung des französischen Heeres in Armeekorps, Divisionen und Brigaden — eine Organisation, die allmählich von allen seinen Gegnern eingeführt wurde. So rückte auf einen Vorschlag Scharnhorsts aus dem Jahre 1805 z. B. bereits 1806 Preußen mit „Divisionen" ins Feld, die aus allen Waffengattungen zusammengesetzt und dann in „Armeen" vereinigt waren. Eine jede Division bestand hierbei aus zwei Infanteriebrigaden zu je zwei Regimentern und einer bis zwei Kavalleriebrigaden nebst Artillerie usw. Und sogenannte „gemischte Brigaden" in derselben — etwa halbierten — Zusammensetzung, sehen wir später in den Feldzügen 1866, 1870/71, im Chinafeldzug 1900 und im Weltkrieg.

Das Wort „Division" wieder bedeutet eigentlich = „ein Teil", übertragen auf das Heer = einen Heeresteil oder eine Heeresabteilung. Wobei das Wort zuerst im 18. Jahrhundert auftaucht als ein ganz kleiner Gefechtsverband, der eines bestimmten Gefechtszweckes wegen irgendwie zusammengestellt war. So bestand in Preußen z. B. unter Friedrich I. die Division zuerst aus vier, später aus zwei „Peletons" (französisch: peleton = Knäuel), d. h.: „zwei Zügen mit Feuergewehr", die „Peletonfeuer" und „Peletonsalven" abgaben; erhöht später auf acht „Peletons" in den preußischen Bataillonen. Die Bezeichnung „Division" wurde später im 18. Jahrhundert mitunter aber auch für ein „Treffen" eines Flügels in der Schlachtordnung gebraucht.

Wie schon kurz vorher erwähnt, rührt der heute noch allgemein gültige Begriff „Division" jedoch von Napoleon her, der „Divisionen" die großen selbständigen Truppenverbände nannte, die er für die Operationen seiner Heereskörper sowohl, wie für die Schlacht schuf. Diese Divisionen Napoleons bestanden aus mehreren Infanteriebrigaden, denen er je nach Bedarf Artillerie, Kavallerie, technische Truppen sowie Train zuteilte. Und außerdem schuf Napoleon auch „Kavalleriedivisionen", die nur aus Reiterbrigaden und berittener Artillerie bestanden. Eine Einteilung der „Division", die bekanntlich auch heute noch besteht, wenn natürlich auch vermehrt um die jetzt gebräuchlichen und notwendigen Kampfmittel, Nachrichtentruppen, Panzer- und Panzerabwehrverbände und so weiter.

Und wie Napoleon die Brigaden und die Divisionen in feste Formen gegossen hatte, so geschah das auch mit dem „Armeekorps", dessen Endsilbe auf das französische

„corps" und dieses Wort wieder auf das lateinische „corpus" = Körper, übertragen auf „Heer" = „Heereskörper" zurückgeht. Napoleon war es auch hier, der als erster im Kriege mehrere Divisionen unter dem Befehl meist eines Marschalls in „Armeekorps" zusammenfaßte, worauf diesem Beispiel ebenfalls wieder alle europäischen Heere folgter: Preußen darunter laut AKO. vom 5. November 1816 auch als Friedensorganisation, „um die Kriegsbereitschaft zu erhöhen". Das Armeekorps ist dabei eine aus sämtlichen Waffengattungen des Heeres zusammengesetzte und mit allen Hilfsorganen und Trains ausgestattete selbständige Einheit für die großen Operationen und für die Schlacht in einer Gesamtstärke von 40- bis 45000 Mann. Eine Zahl, die der Beweglichkeit und des übersichtlichen Einsatzes halber durchgängig nicht überschritten werden soll, wie der Erfahrungssatz das gelehrt hat (= rund 25 Bataillone Infanterie, 6 Eskadrons, rund 40 Batterien zu 152 Geschützen verschiedener Kaliber, die technischen und motorisierten Truppen, die Paks, Munitionskolonnen, Sanitätsformationen und Trains usw. usw.). An der Spitze eines solchen Armeekorps steht stets ein „Kommandierender General", dessen Stab bei uns „Generalkommando" genannt wird. — Und eine „Armee" — hervorgegangen aus dem lateinischen „armare" = bewaffnen, dessen Stammwort „arma" = die Waffe, das Rüstzeug ist (französisch: „armée"), bedeutete ursprünglich die gesamte Landmacht eines Staates, die nur im Falle eines Krieges zusammentrat, nachdem alles unter die Waffen gerufen worden war: das aktive Heer, die Reserven, die Landwehr und der Landsturm, auch der jüngsten Jahrgänge des waffenfähigen Volkes. Ein Ehrenrecht der Verteidigung von seiten des ganzen Volkes und seiner freien Bürger. Das Wort „Armee" wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Deutschland gebräuchlich, während man bis dahin nur deutsche Ausdrücke gekannt hatte, wie Heer, „Kriegsvolk", „Kriegshaufen" usw. Dieses große, aus allen für den Kriegsfall geschaffenen Formationen aufgestellte Feldheer wurde dann in „Armeen" eingeteilt, die im Frieden bereits in ihren Befehlshabern = „Armeeinspekteuren", meist im Range von „Generaloberst en" und deren Stäben vorhanden waren, die mit größeren Verbänden der ihrem Inspektionskreis unterstellten Armeekorps auch Übungen abhielten, um sich mit der Führung derartig ungeheurer Truppenmassen vertraut zu machen, erweitert im Weltkriege noch durch „Armeeabteilungen", „Heeresgruppen" usw.
Wobei sogleich auch noch auf den Ursprung des Wortes „Heer" hingewiesen sei, als eines der wenigen Worte rein deutschen Stammes in unserer Heeressprache — herstammend nämlich vom althochdeutschen heri oder hari, das Krieg bedeutet. Während weiter noch das Wort „Militär" seine Wurzel im lateinischen miles = Soldat, Mehrzahl milites = Krieger, hat und „Miliz" auf das „militia" = Kriegsdienst zurückzuführen ist. — Ebenso wie auch dem Wort „Schwadron" das lateinische Wort „quadrare" = viereckig machen, im mittelalterlichen Latein: „exquadrare", davon herstammend dann das französische „escadron" — zugrunde liegt. Die Kavallerieschwadron (= Reiterkompagnie, als Heereseinheit von etwa 150 Mann) bedeutete anfangs demnach auch „einen in einem Viereck aufgestellten Haufen", in welcher Form ungefähr sie in frühester Zeit ja auch angriff. Auf Befehl des Großen Kurfürsten wurden vom Jahre 1676 an alle vollständigen Reiterregimenter zunächst in drei Eskadrons zu je 120 Mann eingeteilt, unter Friedrich dem Großen aber ganz erheblich erweitert, bis das preußisch-deutsche Heer die Kavallerieregimenter dann endgültig in fünf Schwadronen aufteilte. — Und das letzte Wort dieser Betrachtung sei dann noch die „Batterie", ein französisches Wort, das Schlägerei oder Gefecht bedeutet und schließlich sowohl in Frankreich wie in allen anderen Staaten überging in den Begriff einer „Mehrheit von Geschützen", die unter einem einheitlichen Kommando zu „gemeinsamer" Wirkung vereinigt sind.

G. Schnarke, Major z. V., ᛋᛋ-Sturmbannführer

Der patentierte Osterhase

(Fortsetzung von Seite 20)

So erzählt etwa eine finnische Sage, im Anfange der Zeiten habe eine Ente sieben Eier gelegt, aus denen später die verschiedenen Teile der Welt „ausschlüpften". Und bei den Völkern Asiens, bei den Chinesen, den Indern, den Polynesiern und vielen anderen spielte lange Zeit hindurch die Lehre vom „Welten-Ei" eine große Rolle, die von der Vorstellung beherrscht war, daß die ganze Welt aus einem einzigen riesenhaften Ei entstanden sei.

Hans Knothe

Fallschirmjäger-Abenteuer

(Fortsetzung von Seite 9)

Mit meinem neuen Führer mache ich mich auf die Suche nach der deutschen Frau. Auf dem Wege begegnen uns einige Polizisten. Bereitwillig folgen sie meiner Aufforderung, die Pistolen abzuliefern. Wohin aber damit, sechs Revolver habe ich schon, und weiter hinten kommen noch mehr Polizisten. Also gebe ich den Entwaffneten mit großzügiger Geste die Revolver zurück und lasse ihnen durch meinen sprachkundigen Begleiter bedeuten, sie sollten damit für Ruhe und Ordnung sorgen. Auf meine Frage nach einem Kraftwagen schütteln alle bedauernd die Köpfe, bringen zum Schluß aber doch ein Motorrad mit Beiwagen. Alle Mann versuchen das Rad in Gang zu bringen. Vergeblich. Also zu Fuß weiter. Das Wohnhaus der deutschen Frau ist bald erreicht. Leer! Von rückwärts aber nähert sich eine Gruppe; die Gesuchte ist mit ihrer Familie darunter. Frau K. stammt aus München. Ihr Mann, einer der ersten Architekten in Korinth, hat in München studiert und sich von dort kurz nach dem Weltkriege die Frau gleich mitgebracht. Beide begrüßen mich, soweit es die ungewöhnlichen Verhältnisse zulassen, unter dem ehrfürchtigen Staunen der umstehenden Korinther. Bereitwillig erhalte ich nun alle Aufklärungen. Sie wissen auch, wo sich der Bürgermeister und Stadtkommandant vermutlich aufhalten. Soweit es die Zeit erlaubt, kläre ich die deutsche Landsmännin auf und bitte sie, die Korinther aufzufordern, aus den Kellern herauszukommen und ihre Wohnungen aufzusuchen. Wir würden in Kürze in die Stadt einziehen; niemand dürfe die Engländer unterstützen oder verbergen. Die Polizei solle dafür sorgen, daß keine Zwischenfälle eintreten. Alles wird bereitwillig zugesichert.
Mit dem Architekten K. gehe ich nun auf die Suche nach dem Bürgermeister, nicht ohne mich vorher bei meiner Münchener Frau zum Mittagessen und anschließendem Kaffee einzuladen. Es ist inzwischen immerhin zehn Uhr geworden, und außer einigen Schlucken Gin und Whisky, erbeuteten englischen Zigaretten habe ich noch nichts im Magen. Auf dem Wege zum Bürgermeister erfahre ich, daß dieser inzwischen zusammen mit dem Stadtkommandanten von Leutnant R. ausgehoben und zur Übergabe zum Kommandeur unserer Kampfgruppe herausgefahren ist. Das wäre also bestens erledigt. Auf dem Marktplatze herrscht weiterhin mustergültige Ruhe, obwohl die Zahl der Zivilisten erheblich zugenommen hat. Die drei Fallschirmjäger halten gute Ordnung und bewachen ihre Gefangenen und damit zugleich die Stadt. Mein Auto ist selbstverständlich auch noch da.
Als ich gerade meinen Architekten, der als angesehener Bürger Korinths genügend Autorität besitzt, besondere Verhaltungsmaßregeln für die nächste Stunde gebe, die er seinen Landsleuten übersetzen soll, wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit der nach Süden führenden Straße zu. Hinschauen und verständnislos genauer hinsehen ist eines. Einige hundert Meter noch von uns entfernt naht mutterseelenallein ein deutscher Soldat. Durch das Glas erkenne ich, daß es kein Fallschirmjäger ist. Ein deutscher Flieger mit Stahlhelm, die Maschinenpistole schußbereit im Arm. Ihm vorher mit der Hakenkreuzfahne zuwinkend — damit er mich nicht etwa für einen Engländer hält — fahre ich ihm entgegen. Es ist — wie kann es mitten in Korinth anders sein — ein alter Bekannter, dessen Erscheinen gar nicht so programmwidrig ist. Der Dolmetscher unseres Detachements, im Frieden ein bekannter Archäologe, jetzt Unteroffizier der Luftwaffe. Da er erst kurz bei uns ist und noch nicht als Fallschirmspringer ausgebildet werden konnte, mußte Unteroffizier A., als griechischer Dolmetscher unbedingt wichtig, auf andere Art nach Korinth kommen. Das geschah denn auch nicht weniger abenteuerlich. Als „Badegast" wurde Unteroffizier A. in einer Me 110 von Z. aus mitgenommen und einfach auf dem von uns noch nicht besetzten Flugplatz, etwa fünf Kilometer südwestlich Korinth, gelandet, in der Hoffnung, sich bald beim Kommandeur der Fallschirmjäger melden zu können. Mit vielen guten Wünschen startete die Me 110 wieder und überließ den Dolmetscher seinem Schicksal.
Die griechische Flugplatzbesatzung, von ihm in der Muttersprache angesprochen und belehrt, daß der Platz mit seiner Ankunft von der deutschen Wehrmacht besetzt sei, legte dem deutschen Unteroffizier keine weiteren Hindernisse in den Weg. Unbehelligt machte sich Unteroffizier A. auf den Weg nach Korinth, wobei er scharf aufpassen und häufig Deckung nehmen mußte, da er gerade in den recht

eiligen Gegenverkehr mit den aus Richtung Korinth flüchtenden Engländern geriet. Da ihm aus seiner Tätigkeit bei den Ausgrabungen von Akokorinth die Gegend nicht unbekannt war, verlief sein Marsch in die Stadt ohne weitere Schwierigkeiten. Auch die letzte Unklarheit, wie und wo er den Kommandeur, Oberst X., finden solle, beseitigte sich bei unserem Zusammentreffen. Begeistert setzte er sich zu mir in den Wagen, und hinaus ging es zum Kommandeur, nicht ohne vorher die zahlreiche Menge auf dem Marktplatz, diesmal durch einen deutschen Soldaten, in fließendem Griechisch zur Ordnung und Pflicht zu ermahnen, den Anordnungen der drei Fallschirmjäger bis zu unserer baldigen Rückkehr Folge zu leisten.
Beim Kommandeur kommen wir gerade noch zurecht, damit Unteroffizier A. bei den Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister dolmetschen kann. Kurze Zeit später rücken die ersten Gruppen der Fallschirmtruppen in die Stadt ein und stoßen zum Flugplatz vor.
Das Gelände am Isthmus von Korinth ist fest in unserer Hand. Unsere Fallschirmjägereinheit hat in wenigen Stunden erbitterten Kampfes mit einem zahlenmäßig und waffentechnisch überlegenen Gegner ihre Aufgabe glänzend gelöst. Durch einen unglücklichen Zufall ist zwar die Brücke gesprengt. An der Osteinfahrt aber haben unsere Männer bereits eine Notbrücke gebaut, die ausreicht, um die ersten Heeresverbände schnell und ohne Aufenthalt überzusetzen. Ohne Zögern geht der Vorstoß nach Süden weiter bis Argos und Nauplia, dem fliehenden Engländer immer auf den Fersen. Mit Beutekraftwagen voll motorisiert, verfolgen die Fallschirmjäger die Reste des englischen Expeditionskorps, und bald ist — gemeinsam mit den am 27. April bei Patras übersetzenden Verbänden der Waffen-ᛋᛋ — der Peloponnes gesäubert.

Die Aufnahmen stammen von: PK. Seeger (1), Presse-Hoffmann (2), Uffz. Risch (7), PK. Grunwald (2), PK.-Deutsche Wochenschau (3), PK.-Seeger (8), PK. Schnitzer (6), PK. Pirath (1), Japan-Photo Library (3), Pommeranz-Liedtke (5), Atlantic (3), Scherl (4), Soltmann (1), Weltbild (1), Doris Haase (1), Mauritius (1), PBZ. (1). — Graphische Gestaltung: Felber

Hauptschriftleiter: Wilhelm Utermann, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Küchenmeister Lecker sagt:

„... und vor allem die Vielseitigkeit!"



Jeder Küchenchef staunt, wenn er sieht, was sich alles unter Verwendung von Huber's Milcheiweißkost an schmackhaften, sättigenden und nahrhaften Gerichten in der Großküche herstellen läßt. Aus jeder einzelnen Sorte von Huber's Milcheiweißkost kann man eine große Zahl verschiedenartigster Gerichte bereiten. Und dazu: Die kurze Kochzeit!

HUBER'S Suppen
HUBER'S Tunken
HUBER'S Nähr- und Bindemittel

Bei diesen Erzeugnissen handelt es sich um kochfertige, haltbare Trockenkonserven. Hochwertige deutsche Nahrungsgüter — Milch, Getreide, Kartoffeln! - sind die Grundlage. Die Anreicherung mit natürlichem Eiweiß schafft dann den hohen Eiweiß- und Vitamingehalt.

Alle näheren Angaben über Nährwerte, Angebote und wertvolle Hinweise für die Verwendung von Huber's Milcheiweißkost erhalten Sie auf Wunsch bereitwilligst und unverbindlich, schriftlich oder durch unsere Mitarbeiter, die besonders geschulte Fachleute sind.

Nahrungsmittelfabrik

H.F.HUBER&Co.

Hamburg-Lokstedt, Osterfeldstraße 6

HUBER'S MILCHEIWEISSKOST

GEBRÜDER HORST
Das Fachgeschäft für Modewaren und Ausstattungen
Paradeplatz Stettin Gr. Wollweberstr.

Hitler-Jugend-Bekleidung

lieferbar nur gegen einzusendende Bezugsscheine

Schi-Hosen
Gr. 38, 40, 42 15,10
Gr. 44, 46, 48 17,60
Gr. 50, 52,— 20,90

Winterblusen
Gr. 38, 40, 42 14,35
Gr. 44, 46, 48 15,60

Schi-Mützen 3,50

HJ.-Braunhemd
Gr. 75 4,87
Gr. 80 5,13
Gr. 85 5,65
Gr. 90 5,65
Gr. 95 6,24
Gr. 100 6,56
Gr. 105 6,56
Gr. 110 7,08

Genua-Cord-Hosen
Gr. 38, 40, 42 8,50
Gr. 44, 46, 48 9,50

Tuch-Breeches 18,50

HJ.-Führ.-Mütze 10,50

HJ.-Trikot
Extra-Rock .. 65,—

Braunhemd, 2 Kragen
7,50 u. 11,90

BDM.-Westen, gefütt.
Gr. 38, 40, 42 14,—
Gr. 44, 46, 48 15,50

BDM.-Blusen ... 4,50

Achtung!!
Auf Dienststellenbescheinigung noch lieferbar kleine

Genua-Cord-Hosen
Gr. 10, 11, 12 7,45

Sommerhosen
Gr. 10, 11, 12 6,—

Uniform-Degner

Berlin SW 11
Saarlandstr. 105

Versand erfolgt nur per Nachnahme und gegen Bezugsscheine

Anzeigentexte und Druckstöcke

bitte nur an folgende Anschrift zu senden:

Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.
Anzeigenabtlg. „Junge Welt"
Berlin SW 68, Zimmerst. 89-91

VELVETA

Die hochfeine Allgäuer Käsezubereitung, vereinigt den köstlichen Geschmack des edlen Chesterkäses mit den Nähr- und Gesundheitswerten aller übrigen Milchbestandteile, wie Milchzucker, Milchalbumine u. Milchmineralien. Daher kommt es, daß **VELVETA** so gut und so bekömmlich ist.



Anzeigenschluß
für das Mai-Heft
am 10. April 1942



Luftgewehre

„Sportmodell 33 und 33 jun."



Die idealen Waffen für Schulung und Sport

Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen

Interessante Druckschriften 103 durch

C. G. Haenel, Suhl
Waffenfabrik

Glücklich ist, wer eine SIDA KAMERA besitzt (RM. 1,50 oder 2,50)



An der Front — beim Sport — zur Erholung — wird dieses deutsche Photo-Wunder wegen der herrlich scharfen Bilder und idealen Handlichkeit von vielen hunderttausend Amateuren fleißig benutzt. Sind auch Kameras vorläufig nicht mehr verfügbar, ist doch der SIDA-FILM Super-Isodux 29° / 10 Aufnahmen, besonders feinkörnig und hochempfindlich, in den einschlägigen Photogeschäften erhältlich. Wo nicht, wird Anfrage erbeten unter Angabe der Adresse Ihres Photohändlers

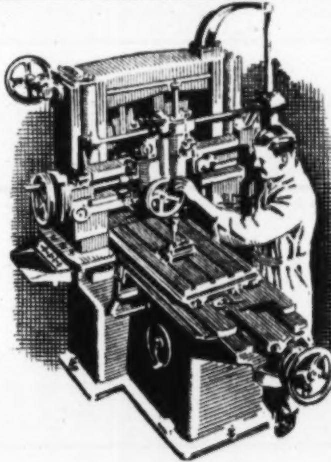


BERLIN-Charlottenbg. 4/96

Chlorodont – verknappt?

Alle Artikel des täglichen Bedarfes sind verknappt, auch Chlorodont. Das ist natürlich. Die steigende Erkenntnis der Wichtigkeit richtiger Zahnpflege bewirkt erhöhte Nachfrage. Andererseits bringt die Bewirtschaftung der Rohstoffe und der Mangel an Arbeitskräften gewisse Einschränkungen. Die Belieferung aller Interessenten ist daher unmöglich. Chlorodont wird aber noch in so großen Mengen hergestellt, daß alle bisherigen Chlorodont-Freunde es in ihrem Stammgeschäft zeitweilig erhalten werden.





Walther-Werkleute

Facharbeiter von Jugend auf!

Heute an der Front oder mit zeitwichtigen Aufgaben beschäftigt, werden sie nach dem Kriege wieder die treffgenauen Walther-Waffen herstellen.



Die Waffe der Erfolgreichen
nach dem Krieg wieder beim Fachhandel

Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis Thür. Nr. A/36

Erfinder brechen die Blockade

Von Anton Zischka. Diese Broschüre ist als Band 1 der Gruppe II: „Deutsche Arbeit", in der Schriftenreihe der NSDAP. erschienen und soll dem deutschen Volksgenossen die ihn im heutigen Schicksalskampf besonders bewegenden Lebensfragen beantworten und ihm ein selbständiges und politisch sicheres Urteil über die gegenwärtige Lage ermöglichen. Von der Blockade im Weltkrieg ausgehend, entwickelt der Verfasser das Ringen und die Freimachung der deutschen Wirtschaft von der Abhängigkeit dem Ausland gegenüber. Preis nur RM. 1,—. In allen Buchhandlungen erhältlich.

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin.

